Paed. Pr.
1239-1 Glatz

<36615096790015

<36615096790015

Bayer. Staatsbibliothek

m

Paedag: 41.

N.o 157.

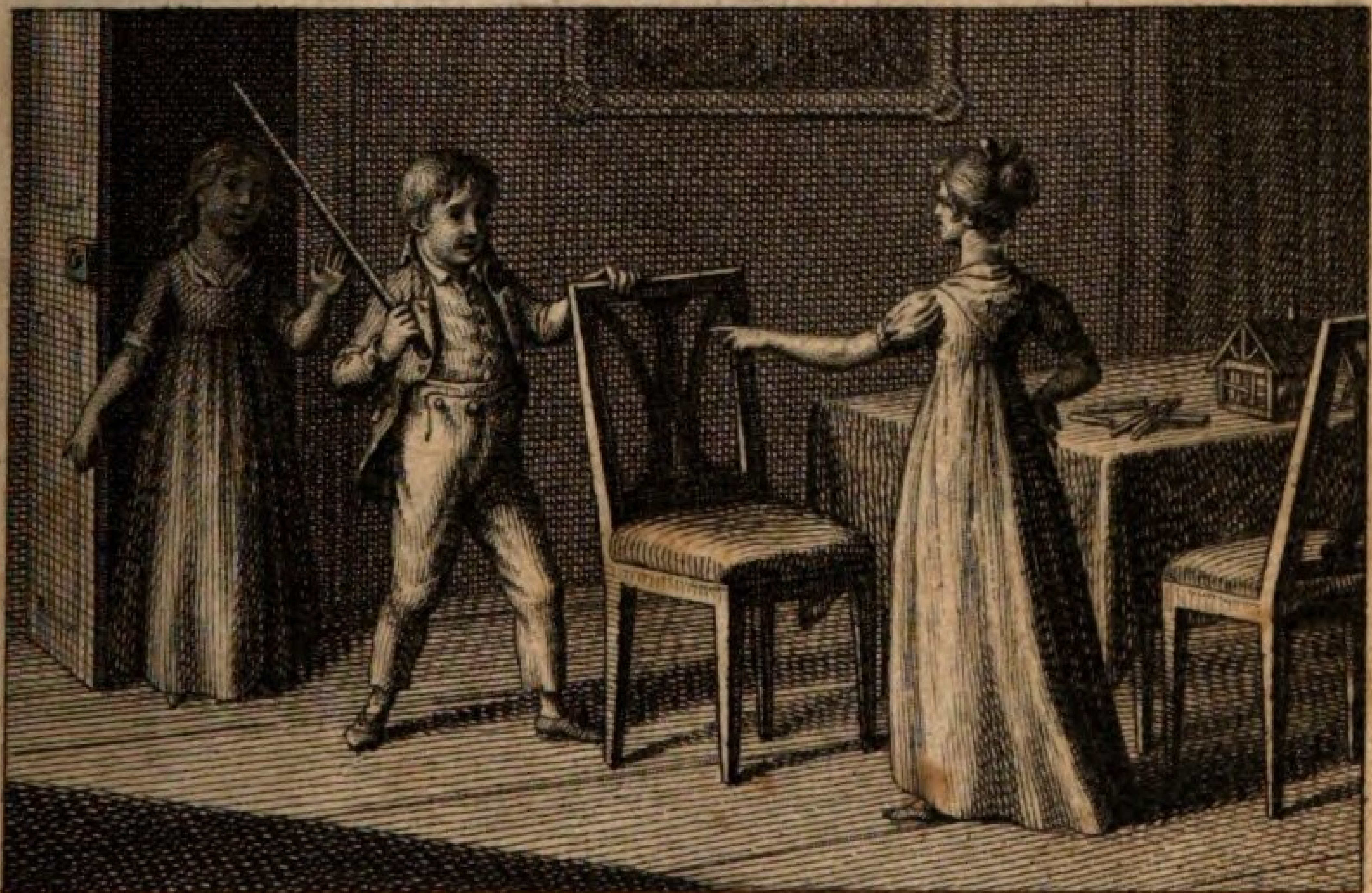
Glatz.

R

H. Lips inv. et fec.

Artigkeit. 67

Sittenlehre
für
Jüngere Mädchen
in
Beÿspielen
und
Erzählungen
von
Jakob Glatz.
Erster Theil.



H. Lips inv. et fec.

Das anmaaßliche Mædchen.

Frankfurt a. M. beÿ Fr. Wilmans. 1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Den Zweck dieser Schrift, und den Gesichtspunkt, aus welchem sie von mir ausgearbeitet worden ist, kann ich mit wenigen Worten angeben.

Mit den verschiedenen Pflichten eines Mädchens die jungen Leserinnen bekannt zu machen, und sie, wenn möglich, zu williger Erfüllung derselben aufzumuntern, das ist die Absicht gegenwärtiger Sittenlehre.

Das Alter, für die sie geschrieben ist, schien es zu verbiethen, die auseinanderzusetzenden Pflichten in systematischer Ordnung aufzustellen, und eine aus der andern zu entwickeln, so viel ich auch

sonst auf eine solche Ordnung halte. Man findet hier die einzelnen Fehler und Tugenden alphabetisch aufgeführt, wodurch das Aufsuchen einzelner Erzählungen sehr erleichtert wird.

Ich ehre die Bemühungen der neueren Moralisten, die auf eine reine, höhere Tugend dringen. Man würde übrigens das jugendliche, besonders das weibliche Herz nicht genug kennen, wenn man von moralischen Vorstellungen und Forderungen, wie sie in so vielen Schriften der neueren Schule an den Menschen ohne Unterschied gemacht werden, einen sehr starken und bleibenden Eindruck erwarten wollte. Indem sie oft in Formeln dem kalten Verstande vorräsonniren, lassen sie das Herz ungerührt, den Willen schwach und matt. Kenner der Jugend werden es nicht übel

deuten, wenn in diesen Erzählungen auf die Folgen der Handlungen öftere Rücksicht genommen wird.

Der Phantasie zu viel Nahrung darzubiethen, schien mir in einer Sittenlehre mißlich, ob ich gleich die freundliche, heitre und freudige Tugend liebe. Sollte man finden, daß in der gegenwärtigen Schrift weniger als in mancher andern meiner Jugendschriften die Einbildungskraft zu Hülfe genommen wird, so vergesse man nicht, daß dieß mit Vorbedacht geschieht.

Diese Sittenlehre läßt verschiedene Arten des Gebrauches zu. Vielleicht kann sie dann besonders nützlich werden, wenn Aeltern und Lehrer, veranlaßt durch das Betragen ihrer Kinder und Zöglinge, von denselben eine auf dieses Betragen passende Erzählung sich laut vorlesen

lassen, und, wenn nöthig, daran Erinnerungen knüpfen.

Man hat meine, bey Wilmans in Frankfurt erschienene „Iduna, Ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend." mit vieler Güte aufgenommen; ich wünsche solch' eine Aufnahme auch dem Pendant zu jener Schrift, der unter dem Titel: Theone bey demselben Verleger erschienen ist, so wie dieser Sittenlehre, mit welcher zugleich wahrscheinlich auch eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage der Iduna erscheint. Freuen wird es mich ungemein, wenn ich durch diese Schriften hie und da Gutes stifte. In dieser Absicht wenigstens sind sie geschrieben worden.

Wien, im Herbste 1806.

Glatz.

Inhalt.

Seite
1. Artigkeit. 3
2. Die unartige Brigitte. . . 17
3. Röschen und Regine, oder die Aufrichtigkeit. 29
4. Aufrichtigkeit. Beschluß. . 47
5. Christine und Lottchen, oder wie nöthig es sey, aufmerksam zu seyn. 52
6. Böse Angewohnheiten. . . 67
7. Das anmaßliche Mädchen. . 80
8. Die argwöhnische Lisette. . 92
9. Beharrlichkeit. 109
10. Sophie und Jakobine, oder die Bescheidenheit. 118
11. Das betrügerische Mädchen. 134
12. Pauline und Hannchen, oder Besonnenheit. 143

Seite

13. Dankbarkeit. . . . 156
14. Dienstfertigkeit. . . . 168
15. Die ehrliche Faustine. . . 182
16. Die eitle Aurelie. . . 193
17. Die eigensinnige Thusnelda. . 205
18. Eigenliebe. . . . 219
19. Enthaltsamkeit. . . . 229
20. Wie übt man sich in der Enthaltsamkeit. 246
21. Die empfindliche Lotte. . . 252
22. Das faule Mädchen. . . 263
23. Die fleißige Amalie. . . 282
24. Folgsamkeit. . . . 286
25. Geduld. 297
26. Gefälligkeit. . . . 308
27. Geitz. 324
28. Gelassenheit. . . . 335

Sittenlehre

für jüngere Mädchen,

in Beyspielen und Erzählungen

von

Jakob Glatz.

Erster Theil.

1.

Artigkeit.

Mein liebes, gutes Jettchen, sprach Frau Ehrenthal zu ihrer achtjährigen Tochter Henriette, komm zu mir, damit ich dir einen Kuß gebe. Du bist mein liebes, theures Kind!

Freudig hüpfte die kleine Henriette zur Mutter, fiel ihr um den Hals, küßte ihr Hände und Gesicht, und rief aus: allerliebste, beste Mutter! o wie liebe ich dich!

Der Vater kam dazu, und sah, wie Tochter und Mutter sich herzten und küßten. Kaum erblickte ihn Henriette, so sprang sie

ihm entgegen, küßte ihm die Hand, und wünschte ihm einen guten Morgen.

Mein artiges Jettchen, sprach der Vater und kneipte sie freundlich in die Wangen.

Es wurde das Frühstück gebracht, und auf ein rundes Tischchen gesetzt. Wir wollen heute in dem Garten frühstücken, wenn es euch recht ist, sprach Herr Ehrenthal.

Henrietten und ihrer Mutter war dieses sehr lieb. Die Köchinn nahm einen kleinen Tisch, und trug ihn nebst dem Kaffeh in den Garten. Sie wollte auch Stühle hohlen. Aber Jettchen kam ihr schon mit einem entgegen.

Lassen Sie das gut seyn, liebes Mamselchen, sprach die Köchinn, die Stühle sind für Sie noch zu schwer! warum sollten Sie sich plagen! ich werde sie schon selbst hohlen.

Davon wollte aber Jettchen nichts hören. Liebe Susi, sprach sie zur Köchinn, laß sie

mich doch auch etwas thun. Sie hat ohnedieß zu arbeiten genug. Sie erweiset mir eine Gefälligkeit, wenn sie mich die Stühle herbeytragen läßt.

Die Köchinn lächelte, und ließ es geschehen. Unsre kleine Mamsel, sagte sie, ist und bleibt artig; sie ist das artigste Mädchen der Stadt; man muß ihr herzlich gut werden.

Flink wie der Wind, lief Jettchen nach einem zweyten Stuhle. Sie kam mit demselben bald gegangen. Am Hause begegnete ihr eine alte Frau, die ein Scheffel Wasser trug. Guten Morgen, Frau Muthe, rief Jettchen ihr zu.

Schönen Dank, liebe Mamsel, erwiderte die Alte. Was sehe ich? Sie schleppen einen Stuhl? Warten Sie, ich will Ihnen helfen.

O nicht doch! nicht doch! rief Henriette. Der Stuhl ist nicht schwer, und ich muß doch auch etwas thun.

Die alte Frau wollte jetzt Henrietten wenigstens ausweichen. Aber Jettchen trat selbst ein Paar Schritte von dem Wege ab, und beschmutzte sich die Schuhe.

Was thun Sie, Mamselchen? sprach die Alte. Ich will Ihnen ausweichen, und Sie weichen mir aus. Daran haben Sie nicht recht gethan. Sehn Sie, wie schmutzig Ihre Schuhe geworden sind.

Ich will sie schon wieder putzen, versetzte Henriette. Daß ich euch ausgewichen bin, daran glaube ich recht gethan zu haben. Ihr seyd alt, ich bin jung. Junge Leute müssen den alten Leuten ausweichen. Das erfordert die Höflichkeit.

Gott sey mit Ihnen, liebe Mamsel, sprach die Alte. Bleiben Sie so höflich und

artig, wie Sie jetzt sind, so wird Sie die ganze Welt lieb haben.

An dem Kaffehtischchen standen nun zwey Stühle. Vater und Mutter kamen in den Garten. Jettchen pflückte zwey Rosen, und eilte damit ihren Aeltern entgegen. Die eine Rose gab sie dem Vater, die andere der Mutter.

Die Aeltern setzten sich an den Tisch, der unter einem Kirschbaume stand. Aber Jettchen hat noch keinen Stuhl, sprach Herr Ehrenthal; soll sie stehen?

Laß mich stehen, lieber Vater! versetzte Henriette. Wenn man steht, wächst man groß, und groß will ich ja wachsen. Dann kann ich der Mutter im Hauswesen mehr helfen als jetzt, wo ich noch klein und schwach bin.

Liebes Kind, sprach der Vater, komm', und setze dich hier auf meinen Stuhl; ich will mich an das Geländer anlehnen.

Henriette war artig genug, dieses Anerbiethen des guten Vaters nicht anzunehmen. Es wäre nicht schön, sagte sie verschämt, wenn der Vater stände, und die Tochter säße. Ich will mir schon einen Stuhl hohlen.

Jettchen hüpfte in das Haus, um sich einen Stuhl zu hohlen.

Lieber Mann, sprach Frau Ehrenthal, was hältst du von unsrer Jette?

Es ist ein liebes Geschöpf, antwortete Herr Ehrenthal, wenn ich sie ansehe, freut sich mein Herz, und ich danke Gott, daß er mir ein so gutes Kind geschenkt hat.

Was mir das größte Vergnügen macht, sprach die Mutter, ist der Umstand, daß Henriette sich in ihrem artigen Wesen immer gleich bleibt. Sie ist artig gegen jedermann, und artig zu jeder Zeit. Noch nie habe ich sie unartig gesehen.

Darum liebt sie auch jedermann, der sie kennt, versetzte Herr Ehrenthal, Alt' und Jung', Vornehme und Niedrige, Reiche und Arme. Sie bleibe uns nur immer artig und gefällig. Artigkeit nimmt Herzen ein. Freylich muß sich mit der äußerlichen Artigkeit auch innere Güte des Herzens verbinden. Mancher Knabe, manches Mädchen ist äußerlich fein und artig, hat aber dabey ein schlechtes Herz. Dann hilft die Artigkeit nicht viel; sie hat dann nur einen sehr geringen Werth. Aber im Herzen gut, und in den äußern Sitten fein und artig seyn, das macht beliebt bey Gott und Menschen.

Henriette kam mit einem niedrigen strohenen Stuhle herbey. Sie stellte ihn zwischen den Vater und die Mutter hin, und setzte sich darauf. Sie saß sehr niedrig.

Liebes Jettchen, sprach Herr Ehrenthal, du sitzest unbequem, gib mir den Stuhl;

für mich ist er groß genug, und du setze dich auf meinen.

Nein! nein! rief Henriette. Der Strohstuhl ist für den Vater nicht. Vater behält den bessern Stuhl, und Jette den schlechten.

Die Aeltern lächelten, und Jettchen lächelte auch. Sie genossen das Frühstück. Es schmeckte treflich; denn sie genossen es in Liebe. Der reine, blaue Himmel blickte freundlich auf sie herab, und schien sich über sie zu freuen.

Jetzt wurden sie von einem Besuche überrascht. Es kam Henriettens Lehrer in den Garten, um mit Herrn Ehrenthal über verschiedenes zu sprechen. Jettchen hüpfte ihm entgegen, küßte ihm die Hand, und hieß ihn freundlich willkommen.

Der Lehrer freute sich über das artige Benehmen seiner Schülerinn. Sie führte ihn

zu ihren Aeltern, die ihn mit aller Artigkeit empfingen. Herr Ehrenthal stand sogleich auf, und both ihm seinen Stuhl an. Aber der Lehrer wollte ihn nicht annehmen. Jettchen hüpfte sogleich in das Haus, und brachte einen andern Stuhl.

Der Lehrer setzte sich. Jettchen, sprach die Mutter, willst du dich nicht auch setzen?

Henriette gab durch ein Kopfschütteln zu verstehen, daß sie dieß nicht thun wolle, und als es ihr schien, daß die Mutter sie nicht verstehe, trat sie zu ihr, und sagte ganz leise: es schickt sich nicht, daß ich sitze; ich muß gegen meinen Lehrer artig seyn.

Die Mutter billigte dieß. Henriette stellte sich neben den Lehrer hin, und blieb in seiner Nähe stehen. Es geschahen mehrere Fragen an Sie, die sie offen, aber bescheiden und kurz beantwortete. In die Gespräche, die geführt wurden, mischte sie sich nicht,

sondern hörte bloß schweigend zu; denn sie hielt es für unartig, älteren Personen in die Rede zu fallen, sich in ihre Gespräche zu mischen, und zu thun, als wäre man so verständig als ältere, erwachsene Menschen.

Als der Lehrer den Garten verließ, reichte ihm Jettchen zwey Blumensträuße. Der eine ist für Sie, sprach sie, der andere für Ihre liebe Frau.

Dem Lehrer machte diese Artigkeit seiner Schülerinn ungemeines Vergnügen.

Einmahl wurde Herr Ehrenthal mit seiner Frau und der kleinen Tochter zu einem Gastmahle eingeladen, an welchem viele vornehme Personen, und auch mehrere Kinder Theil nahmen. Henriette benahm sich bey dem Essen mit ihrer gewöhnlichen Artigkeit. Sie hüthete sich, ihre Kleider dabey zu beflecken, aß mit Anstand, und als die Kinder noch vor geendigtem Mahle aufstanden,

um in den Garten zu gehen und da zu spielen, ging sie zu jedem, der mitspeißte, im Kreise herum, und wünschte ihm eine gesegnete Mahlzeit.

Allen gefiel diese Artigkeit Henriettens; diejenigen, die sie noch nicht kannten, erkundigten sich um ihren Nahmen, und als sie erfuhren, sie sey Ehrenthals Tochter, wünschten sie diesem und seiner Frau Glück zu einem so lieben, artigen und freundlichen Kinde. Mehrere dachten in ihrem Herzen: Henriette war am Tische unter allen jungen Personen die artigste.

Auch bey dem Spiele im Garten benahm sich Jettchen mit aller Artigkeit; sie belebte das Spiel durch ihre Munterkeit, und wem sie dabey etwas Freundliches sagen konnte, dem sagte sie es.

Ein Paar Stunden nach Tische ging die Gesellschaft auf einen öffentlichen Platz, wo

Englische Bereiter mit ihren Pferden verschiedene Kunstsprünge machten. Auf diesem Platze war ein Gerüste von Bretern, auf dem die Zuschauer standen. Es waren nur noch wenige Plätze übrig. Jeder suchte einen zu bekommen. Am flinksten waren dabey die Knaben und Mädchen, die mitgingen. Ohne auf die Erwachsenen Rücksicht zu nehmen, besetzten sie die leeren Plätze so schnell sie konnten. Henriette war artiger. Sie wartete, bis die Erwachsenen sich gesetzt hatten, und wollte sich mit dem begnügen, was übrig bliebe. Sie war froh, als sie am Ende doch noch einen Stuhl bekam, denn beym Spiele war sie müde geworden, und sehnte sich jetzt nach Ruhe. Aber kaum hatte sie zehn Minuten lang gesessen, als ein alter Mann auf das Gerüste kam. Er fand keinen Sitz mehr, und mußte stehen. Henriette bemerkte dieß, winkte dem Manne, und da er zu

ihr kam, sagte sie zu ihm: Sie sind alt und können das Stehen weniger vertragen als ich; setzen Sie sich hier auf meinen Platz.

Dem alten Manne gefiel Henriettens artiges, gefälliges Wesen sehr. Er weigerte sich, ihren Platz einzunehmen; aber sie drang so freundlich in ihn, daß er sich endlich setzte.

Mehrere von den Umstehenden bemerkten dieß, und richteten lobende Blicke auf das artige, höfliche Mädchen. Ihren Aeltern gefiel ihr Betragen, und sie drückten, da sie mit Henrietten nach Hause kamen, die geliebte Tochter mit Innigkeit an ihr Herz, und an dem Herzen der guten, redlichen Aeltern that es Henrietten so wohl, daß sie Freudenthränen darüber vergoß.

So lebte, so handelte Jettchen. Nie benahm sie sich gegen irgend jemanden unhöflich und unartig; nie begegnete sie einer bekannten Person, ohne sie freundlich zu grüßen,

nie stand sie aus dem Bette auf, ohne ihren Aeltern einen fröhlichen Morgen, nie legte sie sich in dasselbe, ohne ihnen eine ruhige Nacht zu wünschen. Artig gegen jedermann, wurde sie von allen mit Artigkeit behandelt; alles war ihr herzlich gut, und wenn Aeltern ihre Kinder zur Artigkeit ermunterten, sagten sie oft: nehmt euch Henrietten zum Muster, und seyd artig wie sie. Sie machte durch ihr artiges Wesen nicht nur andern, sondern auch sich so manche reine Freude.

Henriettens Tage flossen sanft dahin; geliebt von vielen Menschen, genoß sie auf Erden viel Vergnügen, und als sie starb, bedauerte sie jedermann, der von ihrem Tode hörte. Möchten ihr alle Mädchen gleichen!

Schöner als das schönste Kleid
Läßt dem Mädchen Artigkeit.

2.

Die unartige Brigitte.

Das Gegentheil von Henrietten war Brigitte, die Tochter eines Goldarbeiters. Sie hatte schon frühzeitig ihre Mutter verloren, der Vater mußte in der Werkstatt arbeiten, und es war niemand da, der über Brigitten eine strengere Aufsicht geführt hätte. Sie wuchs unter den Dienstbothen auf, und gewöhnte sich manche Fehler an.

Unter Brigittens Fehlern war auch der, daß sie in ihrem Benehmen gegen andere oft unartig und unhöflich war. Eines Tages kam

ein alter Mann in das Haus ihres Vaters. Brigitte erblickte ihn. Was will er hier? rief sie ihm in rauhem Tone entgegen.

Es wohnt doch Herr Wigand in diesem Hause? fragte der Mann mit aller Bescheidenheit, und nahm seinen Hut ab.

Wigand hieß Brigittens Vater.

Freylich wohnt Herr Wigand in diesem Hause, rief Brigitte. Aber was will er mit Herrn Wigand? Er ist jetzt nicht hier.

Liebes Jüngferchen —

Was Jüngferchen! schrie Brigitte im Tone des Unwillens; bin ich denn noch eine kleine Puppe, daß er mich Jüngferchen nennt?

Liebe Mamsel, versetzte der Alte, ich möchte Herrn Wigand gerne sprechen, wann kann ich wieder kommen?

Aber was will er nur mit Herrn Wigand? rief Brigitte. Wenn er betteln will,

so mag er nur gehen, woher er gekommen ist; wir werden zu oft überlaufen.

Mein Gott! sprach der Alte, ich habe ja noch um nichts gebethen; ich kenne Herrn Wigand schon seit zwanzig Jahren, und möchte ihn gern einmahl wieder sprechen.

Nun so warte er bis er kommt, rief Brigitte, er wird nicht lange mehr ausbleiben!

Mit diesen Worten ließ Brigitte den armen Alten im Vorhause stehen, und sprang in die Küche.

Du lieber Himmel, sagte die Köchinn, Sie fahren ja den guten Mann an, als wenn er ein Räuber wäre. Warum sind Sie nicht höflicher und artiger gegen einen Fremden? Jetzt lassen Sie ihn im Vorhause stehen. Es ist ein Fenster zerbrochen, und die Luft ziehet stark durch. Wie leicht kann ihm das schaden! Führen Sie ihn doch in das Vorzimmer, oder bringen Sie ihm wenigstens

einen Stuhl, damit er sich setze. Du lieber Gott! rief Brigitte, da hätte ich viel zu thun, wenn ich gegen jeden Bettelmann artig und höflich seyn sollte!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Vorsaales. Das wird wohl mein Vater seyn! sprach Brigitte. Es ist gut, daß er wieder kommt, wer weiß, was der Bettelmann im Sinne führt.

Jetzt hörte sie ihren Vater laut sprechen. Es schien, als wenn er voll Freude wäre. Sie guckte zur Küchenthüre hinaus. Wie erstaunte jetzt Brigitte! Herr Wigand lag in den Armen des alten Mannes; beyde herzten und küßten sich und weinten. Ein Willkommen drängte das andere; sie waren vor Freude fast außer sich.

Brigitte wußte nicht, was sie aus diesem Auftritte schließen sollte. Ey, mein lieber, redlicher Freund! rief Herr Wigand,

kommen Sie herein! kommen Sie herein, und lassen Sie uns dem Himmel danken, daß wir einander einmahl wiedersehen! Hat Sie denn niemand aus meinem Hause gesehen, und in das Zimmer geführt?

Fortgejagt hätte man mich fast, versetzte der Fremde.

Wie so? fragte Herr Wigand.

Ein Mädchen ließ mich, antwortete der Alte, ziemlich unfreundlich an. Es sah sehr trotzig aus; wahrscheinlich ist es Ihr Dienstmädchen.

Herr Wigand, der sogleich auf die Vermuthung kam, daß es seine Tochter gewesen sey, wurde im Gesichte roth, und Brigitte, die alles gehört hatte, wollte vor Schaam vergehen. Die Küchenthüre war etwas offen. Der Fremde erblickte Brigitten, wies auf sie hin, und sprach: Da ist das Mädchen, das mir so unfreundlich begegnet hat.

Herr Wigand erwiderte stotternd und beschämt: Lieber Freund, verzeihen Sie ihr die Unartigkeit, die sie gegen Sie bewiesen hat. Es ist meine Tochter, sie hat ihre Mutter verloren, es ist niemand da, der sorgfältig sie zum Guten leiten möchte, sie ist daher etwas verwildert —

Lassen Sie es gut seyn, sprach der Fremde, welcher Walther hieß. Herr Wigand führte ihn nun in das Zimmer, und befahl der Köchinn, schnell für die Bewirthung desselben zu sorgen.

Brigitte bekam harte Vorwürfe. Du bist das unartigste Mädchen der Stadt, sprach der Vater zu ihr; ist es hübsch und recht, daß du die Fremden so anfährst? Wann willst du schon feiner und höflicher werden? Sieh', dieser Mann ist einer der geschicktesten und bravsten Männer, die ich kenne. Er war einst mein vertrautester Freund. Oft wenn

ich in Noth war, unterstützte er mich, und wenn ich mit dir jetzt ohne Sorgen lebe, so haben wir dieses größtentheils diesem wakkern Manne zu verdanken. Hätte er mich nicht durch Geld in den Stand gesetzt, mich hier niederzulassen, wer weiß wo, und was ich jetzt wäre! Er ging bald darauf nach England, und ließ nichts weiter von sich hören. Längst glaubte ich ihn todt; wie herzlich freue ich mich, daß ich ihn noch wiedersehe. Aber daß du ihn so unartig empfangen hast, Brigitte, das wird mich lange schmerzen.

Brigitte sah beschämt zur Erde. Vater, sagte sie, ich habe ihn für einen armen Menschen gehalten — —

So? versetzte Herr Wigand, du hast eine feine, allerliebste Denkungsart! Also gegen arme Leute, glaubst du, könne man unartig und unhöflich seyn? Ey, schäme dich

deiner Einfalt! Jetzt komm' in das Zimmer, und mache deine Unartigkeit wieder gut.

Brigitte sträubte sich, und wollte durchaus nicht in die Stube gehen. Aber der Vater befahl, und sie mußte gehorchen. Herr Walther reichte ihr die Hand; Brigitte aber hatte nicht das Herz, ihm offen in das Gesicht zu blicken; beschämt stand sie vor ihm, sah nach dem Boden, und zog sich bald hinter seinen Stuhl zurück, um von ihm nicht gesehen zu werden.

Herr Walther erzählte nun vieles aus seiner Lebensgeschichte. Er war in England immer gesund und in seinen Geschäften glücklich gewesen. Aber bleiben konnte ich dort nicht, sprach er, es zog mich so vieles nach Deutschland zurück; hier will ich mein Leben beschließen, und in dem Schooße des Vaterlandes zur Erde werden, von der ich genommen bin.

Wie wehe that es jetzt Brigitten, daß sie diesen braven Mann durch ihre Unartigkeit gekränkt hatte. Er war sehr reich, kaufte sich ein großes Haus, und machte vielen Aufwand. Bey Herrn Wigand war er alle Tage, und dieser war oft bey ihm. Da Walther keine Kinder und Anverwandte hatte, und unter seinen Freunden Herrn Wigand am liebsten hatte, so wollte er dessen Kinder zu Erben seines ganzen Vermögens machen. Allein da er sah, daß Wigands einzige Tochter, ein unartiges, ungebildetes Mädchen sey, so wurde er in seinem Vorsatze schwankend, und beschloß, Brigitten wenigstens erst genauer zu beobachten, ehe er sie in seinem Testamente bedächte.

Brigitte fuhr leider fort, unartig zu seyn. Viel mußten besonders die Dienstbothen von ihr leiden. Diesen glaubte sie nicht die mindeste Schonung und Höflichkeit schuldig zu

seyn. Das Gesinde war daher böse auf sie zu reden, und klagte oft über ihre Unartigkeit.

Auch gegen den Vater selbst benahm sich Brigitte nicht mit der nöthigen Höflichkeit. Oft vergaß sie, ihm, wenn sie aufstand, einen guten Morgen, und, wann sie sich zu Bette legte, eine gute Nacht zu wünschen. Bisweilen fiel sie ihm in die Rede, und brummte, wenn er nicht immer ihre Wünsche erfüllen wollte.

Brigittens Lehrer waren ihr gleichfalls abgeneigt, denn auch gegen sie vernachläßigte sie oft die Gesetze der Höflichkeit, und machte ein finstres Gesicht, wenn sie etwas an ihr tadelten.

Ihre Gespielinnen mußten viel von ihrer Unartigkeit leiden. Sie machte sich oft bald über die eine, bald über die andere lustig, neckte sie auf verschiedene Weise, gab ihnen

Spottnahmen, und erlaubte sich in ihrer Gesellschaft nicht selten sehr unartige Reden und Scherze.

Und was waren die Folgen von Brigittens unartigem Benehmen gegen andere? Der Vater empfand oft Unwillen über sie und machte ihr Vorwürfe. Die Dienstbothen nannten sie den kleinen Hausteufel. Ihre Gespielinnen waren ihr nicht gewogen; von keiner wurde sie aufrichtig und herzlich geliebt, und da sie fort fuhr, unartig zu seyn, so zog sich eine nach der andern von ihr zurück; keine wollte mehr mit ihr umgehen.

Dieß zog sich Brigitte zu Herzen. Aber sie selbst war Schuld daran. Auch andere Menschen waren ihr gram, und bisweilen wurde ihre Unhöflichkeit mit Unhöflichkeit erwidert. Dieß alles machte ihr viel Verdruß, und ihre Lebenstage waren traurige Tage. Sie starb an einem kalten Fieber schon im

funfzehnten Jahre, ohne ihren Mitmenschen genützt, und ohne selbst viel Freuden genossen zu haben. Zwey Jahre vorher war Walther gestorben, aber in seinem Testamente hatte er eine ehemahlige Gespielinn von Brigitten, die sich durch ihre artigen Sitten und ihr gutes, sanftes Herz seine Liebe zu erwerben wußte, zur Universal-Erbinn seines Vermögens bestimmt. Brigittens Vater weinte, als sie starb, aber außer ihm betrauerte niemand ihren Tod.

Empfehlen dich nicht feine Sitten,
So bist du nirgends wohlgelitten,
Drum haltet, Mädchen, allezeit
Auf Höflichkeit und Artigkeit.

3.

Röschen und Regine,

oder

die Aufrichtigkeit.

Herr Günther hatte zwey Töchter. Die eine hieß Röschen, die andere Regine. Beyde Schwestern waren in ihrem äußerlichen Betragen artig und höflich, aber Röschen wurde doch mehr geliebt als Regine. Das kam daher. Röschen meinte es mit jedermann herzlich gut; wie es ihr ums Herz war, so sprach sie auch; lobte sie jemanden, so konnte man versichert seyn, daß sie das

nicht nur aus Höflichkeit und zum Scheine, sondern mit aufrichtiger Seele that; mußte sie jemanden tadeln, so that sie es mit Offenheit, aber mit aller Bescheidenheit; hatte sie einen Fehler begangen, so suchte sie ihn nicht zu verbergen, sondern gestand ihn frey, und bereute ihn; ihre Freundinnen konnten sich auf sie ganz verlassen, denn sie meinte es mit ihnen redlich und gut. Daher kam es, daß Röschen auf allen Seiten Liebe und Zutrauen erhielt. Sie war aufrichtig.

Ganz anders war Regine gesinnt. Sie sagte gern jedem Menschen etwas Schönes und Angenehmes, ohne viel dabey zu denken und zu fühlen; oft that sie, als wenn sie diesem und jenem herzlich zugethan wäre, und war ihm doch innerlich abgeneigt; ließ sie sich einen Fehler zu Schulden kommen, so suchte sie ihn auf alle mögliche Weise zu

verheimlichen, und gestand sie ihn auch bisweilen, so gestand sie ihn doch nicht ganz, sondern verschwieg diesen und jenen Umstand; selbst gegen ihre besten Freundinnen war sie gewöhnlich verschlossen. Daher kams, daß man sie nicht sehr liebte, und ihr kein großes Vertrauen bewies. Regine ist nicht aufrichtig wie ihre Schwester, hieß es oft, man kann ihr nicht ganz gut werden.

Eines Tages befanden sich Röschen und Regine allein zu Hause. Die Aeltern waren über Land. Um sich zu beschäftigen, beschlossen die zwey Schwestern, zwey Schränke, die mit verschiedenen Sachen angefüllt waren, auszupacken, und diese Sachen zu reinigen. Sie waren dabey flink und thätig. Jede von ihnen hatte sich eine weiße Schürze umgebunden, und säuberte und putzte, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

In einem Schranke fand Röschen ein schönes geschliffenes Glas, mit vergoldetem Rande, und schönen Goldblumen. Dieses Glas war ihrer Mutter ungemein lieb. Sie hatte es an ihrem Hochzeitstage von einer gelieb- ten Freundinn zum Geschenke bekommen, und mehrmahls gesagt, dieses Glas würde sie nicht um hundert Thaler hergeben; es sey ihr ein theures, unschätzbares Andenken.

Röschen betrachtete dieses Glas von allen Seiten, und zeigte es auch ihrer Schwester Regine. Wir wollen einmahl einen Trunk daraus thun, sprach Röschen. Das wollen wir, versetzte Regine. Wart', ich hohle Wasser.

Laß mich das thun, Schwester! rief Rös- chen, riß etwas unvorsichtig das Glas aus Reginens Hand, und ließ es auf die Erde fallen. Es ging nicht ganz zu Grunde, aber es brach doch ein Stückchen davon ab.

Röschen erschrak heftig. Sie hob das Glas schnell auf, sah den Bruch, und fing bitterlich zu weinen an. Ich leichtsinniges, unvorsichtiges Mädchen! rief sie händeringend aus, was habe ich gethan! Ach, wie wird das die Mutter schmerzen, wie wird sie böse auf mich werden! Warum konnte ich nicht vorsichtiger seyn!

So jammerte Röschen. Liebe Schwester, sprach Regine, warum willst du dich grämen? Weiß denn die Mutter, daß das Glas zerbrochen ist, und daß du es zerbrochen hast? Sieh, das Glas hat immer im Winkel des Schrankes gestanden, wo man es nicht recht sehen konnte. Nur an dem Tage, an welchem die Mutter das Andenken an ihr Hochzeitsfest feyerte, wurde es herbeygehohlt. Nimm das zerbrochne Glas, und stelle es so, daß man den Bruch nicht sehen kann. Niemand wird ihn bemerken, und bemerkt man

ihn einmahl, etwa nach einem halben Jahre, so weiß niemand, wie dieser Sprung entstanden ist. Auf dich wird keine Seele rathen. Du kannst dich ganz auf meine Verschwiegenheit verlassen.

Schwester, versetzte hierauf Röschen, was denkst du von mir? Ich sollte meinen Fehler verheimlichen? Weißt du nicht, daß Kinder gegen ihre Aeltern immer aufrichtig seyn, und vor ihnen nichts geheim halten sollen?

Thue, was du willst! rief Regine etwas verdrießlich. Es war nur so ein Rath von mir. Du willst ihn nicht befolgen. Nun, wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Gibt es Verdruß und bittre Vorwürfe, so schreibe alles dir selbst zu.

Regine packte jetzt ein Dutzend schöner Meißner Tassen aus. In der Küche miaute eine Katze. Regine war eine große Katzenfreundinn. Komm' herein, meine Mitzi,

komm' herein, mein Thierchen! rief sie, und wollte die Thüre öffnen.

Laß die Katze jetzt nicht herein, Schwester! sagte Röschen, sie könnte uns unter das Porcellän springen und etwas zerbrechen. Warum nicht gar! versetzte Regine, machte die Thüre auf, und ließ die Katze herein.

Mitzi war sehr munter. Regine spielte mit ihr. Mitzi wurde lustig. Regine faßte sie beym Schwanze, und zog sie herum. Da wurde Mitzi böse, und kratzte Reginen. Diese wurde auch böse, und wollte das Thier hinausjagen. Mitzi sprang auf Tisch und Bänke und endlich auch auf den Stuhl, auf welchem die Meißner Tassen standen. Da fielen ein Paar davon auf den Boden, und zerbrachen.

Regine hatte darüber einen großen Schrekken. Die Tassen waren der Mutter sehr

lieb, und sie schonte sie mit aller Sorgfalt. Regine vergoß Thränen.

Wir werden der Mutter heute nichts als Verdruß machen! sprach Röschen.

Die böse Katze! rief Regine. Die mag es verantworten; denn ich bin doch unschuldig daran, daß die Tassen zerbrochen worden sind.

Du hättest die Katze nicht in die Stube lassen sollen, versetzte Röschen. Ich habe dich daran erinnert; du folgtest aber nicht. Und als Mitzi in der Stube war, hättest du sie nicht necken und wild machen sollen; denn wäre der Schaden nicht geschehen.

Predige mir nur jetzt nicht vor, rief Regine. Du bist ja auch straffällig.

Ich läugne es auch nicht, sprach Röschen, und werde es auch nicht läugnen.

Höre, Schwester, sagte Regine, wir haben beyde gefehlt; erfährt die Mutter das

Vorgefallene, so wird sie gewiß sehr unwillig auf uns werden; und dieß hilft doch zu nichts. Geschehen ist geschehen! Am besten ists, wir schweigen von der Sache. Die Mutter erfährt es vielleicht erst nach mehrern Monathen, daß Glas und Tassen zerbrochen sind, sie weiß dann nicht, durch wessen Schuld; wir schweigen und thun so, als wüßten wir von nichts. Ja, ja, Schwesterchen, so machen wir es.

Nein, nein, Schwesterchen, so machen wir es nicht! ich wenigstens nicht! sprach Röschen; ich könnte mir es nicht vergeben, wenn ich meine gute Mutter getäuscht hätte. Wem sind wir mehr Aufrichtigkeit schuldig als unsern Aeltern? Sie lieben uns so sehr, sie meinen es so gut mit uns, sollten wir ihnen dafür nicht unser ganzes Herz entdecken, und auch unsre Fehler aufrichtig bekennen?

Mit dir ist nichts anzufangen, rief Regine. Thue was du willst, aber wenn du mich liebst, so bringe mich in keine Verlegenheit, und sage es der Mutter nicht, daß die Tassen durch meine Schuld zerbrochen worden sind.

Röschen schwieg. Die Schwestern reinigten alles, was einer Reinigung bedurfte. Nach einer Stunde kamen die Aeltern nach Hause. Die Mutter erblickte die Nettheit und Ordnung in den Schränken. Sie sah ihre Töchter an. Wir haben uns etwas zu thun gemacht, sprach Regine. Die Mutter freute sich darüber sehr. Ihr habt wohl gethan, lieben Kinder, sagte sie; es sieht alles recht nett und sauber aus.

Die Mutter öffnete die Schränke. Alles war in der schönsten Ordnung, alles rein und nett. Seht, lieben Kinder, sprach Frau Günther, wie hübsch es ist, wenn man sich

etwas angelegen seyn läßt. Ihr freuet euch gewiß, wenn ihr dieß alles ansehet, und dabey denkt: wir haben es in Ordnung gebracht!

Gewiß, liebe Mutter, sprach Regine, und lächelte freundlich.

Du bist recht froh, Regine, sagte Frau Günther. Aber was fehlt dir, Röschen? Du bist nicht heiter; du scheinst mir niedergeschlagen? was fehlt dir?

Röschen erröthete. In ihre Augen drängten sich Thränen.

Liebe Tochter, sprach die Mutter, dir liegt etwas auf dem Herzen; warum schweigst du? warum willst du dich deiner Mutter nicht entdecken?

Gute, beste Mutter! schluchzte Röschen, und küßte der Mutter die Hand; werden Sie mir wohl verzeihen? Ich habe einen Fehler begangen; ich habe einen großen Schaden an-

gerichtet; ich habe leichtsinniger Weise das schöne Glas zerbrochen, das Sie an Ihrem Hochzeitsfeste zum Geschenk bekommen haben.

Das Glas mit dem goldnen Rande und mit den Goldblumen? fragte hastig die Mutter, öffnete den Schrank, und erblickte das gebrochne Glas. Röschen, du hast es gewußt, wie theuer mir das Andenken war; nicht um hundert Thaler, um nichts in der Welt hätte ich es hergegeben, und du bringst mich durch deine Unvorsichtigkeit darum. Wie sehr ärgert mich das!

O auch mich, auch mich schmerzt es, schluchzte Röschen, aber vergeben Sie mir, Mutter, vergeben Sie mir!

Wie kann ich dir dieß gleich vergessen? Geh jetzt nur fort, du hast mich unwillig gemacht.

Weinend schlich sich Röschen in das anstoßende Zimmer, und vergoß eine halbe

Stunde lang bittre Thränen, während Regine von der Mutter über ihre Ordnungsliebe und Vorsichtigkeit Lobsprüche erhielt, und sie auch ohne Umstände annahm.

Nach einer halben Stunde kam Regine zur Schwester. Habe ich es dir nicht vorausgesagt, sprach sie, daß die Mutter böse werden würde? warum hast du nicht geschwiegen? sie ist jetzt unwillig; dieß hast du dir selbst zuzuschreiben.

O betrübe mich nicht, Regine, versetzte Röschen. Ich bin froh, daß ich der Mutter meinen Fehler gestanden habe; es ist mir jetzt viel leichter ums Herz; es scheint mir, als wenn eine Centnerlast von meiner Seele gefallen wäre; die Mutter ist böse auf mich, das schmerzt mich; aber lieber will ich ihren Unwillen ertragen, als daß ich gegen sie nicht aufrichtig seyn sollte. Ist sie denn nicht

auch auf dich unwillig geworden? die Meißner Tassen waren ihr doch auch immer lieb.

Närrchen, sprach Regine, von den Tassen habe ich ihr nichts gesagt, und will ihr auch nichts sagen. Schweige nur auch du. Warum sollte ich ihr neuen Verdruß machen.

Röschen schwieg, aber billigen konnte sie es nicht, daß ihre Schwester so wenig aufrichtig gegen ihre Mutter war.

Nach einer Stunde ließ Frau Günther ihre Tochter zu sich rufen. Beschämt trat Röschen zu ihr. Sie weinte. Warum weinest du? fragte die Mutter.

Röschen küßte der Mutter die Hand. Sie sind böse auf mich, liebste Mutter! schluchzte die gute Tochter, das schmerzt mich, das kann ich nicht lange ertragen!

Die Mutter zog sie an ihr Herz. Ihr Auge war voll Thränen. Liebe Tochter, sprach sie, beruhige dich! ich bin dir wie-

der gut! Du hast mir deinen Fehler aufrichtig gestanden, das hat mich mit dir wieder ausgesöhnt. Liebe allezeit die Aufrichtigkeit und denke immer daran: daß derjenige, der einen Fehler aufrichtig gesteht, ihn dadurch zur Hälfte wieder gut macht.

Recht herzlich umarmte die Mutter die weinende Tochter, und dieser Auftritt war so schön und rührend, daß Regine, welche Augenzeuge davon war, es zu bereuen anfing, daß sie nicht auch aufrichtig gewesen war.

Nach einigen Tagen sah Frau Günther die Schränke etwas genauer durch. Sie entdeckte die zerbrochenen Tassen. Das ist ja ein neuer Schade, sprach sie etwas unwillig, wer hat ihn angerichtet?

Die zwey Töchter standen am Schranke. Regine wußte nicht, was sie thun, ob sie

reden, oder schweigen, bekennen oder läugnen sollte.

Nun, sagte die Mutter, weiß keine von euch, wer diesen Schaden angerichtet hat? Daß du, mein Röschen, es nicht gethan habest, davon bin ich überzeugt, du würdest mir dieß gleich aufrichtig gestanden haben. Regine, bist du es gewesen?

Nicht ich, antwortete Regine betroffen; als wir die Sachen in den Schränken putzten, kam die Katze in die Stube, sprang herum, und warf die Tassen hinab. Das böse Thier war damahls, ich weiß nicht warum, so wild — so wild —

Die Mutter sah mit strengem Ernste Reginen an. Ich weiß nicht, ob ich dir glauben soll? Mein Mißtrauen gegen dich ist groß. Wärest du ein gutes, rechtschaffenes Mädchen, so hättest du mir den Vorfall sogleich erzählt. Warum wolltest du nicht auf-

richtig seyn? Warum verschließest du dein Herz gegen deine Mutter? warum verbirgst du ihr auf eine tadelhafte Weise, was du ihr entdecken solltest?

Regine stand beschämt da und weinte. Ich will es mir merken, Regine, sprach die Mutter, und wenn ich in Zukunft mißtrauisch gegen dich bin, so wirst du wissen, woher es kommt. Wer nicht aufrichtig ist, verdient das Vertrauen anderer nicht.

Mit diesen Worten verließ die Mutter die Stube, und ging in die ihrige. Röschen mußte sie begleiten. Liebe Tochter, sprach sie zu ihr, ich frage dich auf dein Gewissen: hat die Katze oder Regine die Tassen hinabgeworfen?

Die Katze, liebe Mutter! antwortete Röschen.

Die Mutter. War aber nicht vielleicht Regine daran Schuld, daß die Katze wild wurde?

Röschen. Liebe, gute Mutter, fragen Sie mich darum nicht; ich kann weiter nicht antworten.

Ich habe schon genug, sagte die Mutter, Regine ist ein schlechtdenkendes Mädchen.

Frau Günther betrübte sich sehr, daß Regine so wenig aufrichtig und so sehr hinterlistig sey. Mehrere Tage lang sah sie dieselbe kaum an, und lange dauerte das Mißtrauen, das die Mutter gegen sie im Herzen trug. Das waren die Folgen des Mangels an Aufrichtigkeit.

4.

Aufrichtigkeit.

(Beschluß.)

Auch in ihrer Freundschaft war Regine nicht aufrichtig. Es hielten sich Anfangs viele Mädchen an sie, weil sie die Kunst verstand, andere durch ihr artiges, gefälliges Betragen für sich einzunehmen; aber je näher die Freundinnen sie kennen lernten, desto mißtrauischer wurden sie gegen sie, und die meisten von ihnen zogen sich von ihr zurück, und mieden ihren Umgang. Denn welcher Recht-

schaffene gehet gern mit Menschen um, die nicht aufrichtig sind?

Einen Winter hindurch hielt sich in der Stadt, in welcher Herr Günther wohnte, eine gräfliche Familie auf, die allgemein geschätzt und geliebt wurde. Amalie, die Tochter des Grafen, war ein schönes, sanftes, liebenswürdiges Mädchen. Ihre Aeltern wünschten für sie gute Gesellschaft. Man empfahl ihnen Günthers Röschen und Reginen als die artigsten Mädchen der Stadt.

Röschen und Regine wurden von der Gräfinn eingeladen. Sie machten ihre Aufwartung, und machten auf die ganze gräfliche Familie den besten Eindruck. Amalie war mit ihnen bald bekannt, und bath sie, recht oft zu ihr zu kommen.

Röschen und Regine bekamen von ihren Aeltern die Erlaubniß, wöchentlich zwey bis drey Mahl zu Amalien zu gehen. Diese be-

fand sich nirgends wohler als in Röschens und Reginens Gesellschaft. Besonders gefiel ihr die letztere, ihrer ungemeinen Artigkeit und Gefälligkeit wegen. Regine wußte sich treflich zu verstellen. Sie hieß alles gut, was Amalie gut fand, und pries alles als schön und allerliebst, was die junge Gräfinn sprach und that. So liebenswürdig diese war, so hatte sie doch auch mancherley Unarten. Regine that so, als bemerkte sie dieselben nicht, und lobte sogar manches, was nicht zu loben war. Im Herzen dachte sie freylich anders.

Ganz anders benahm sich Röschen. Sie betrug sich gegen Amalien mit aller Höflichkeit, aber wenn diese sich eine Unart erlaubte, so war Röschen aufrichtig genug, ihr ihre Meinung darüber zu sagen. Das gefiel der jungen Gräfinn nicht; sie hörte lieber Reginens Schmeicheleyen als Röschens

tadelnde Bemerkungen, daher zog sie auch die erstere bey jeder Gelegenheit vor.

Doch das Blättchen wendete sich bald. Regine, die der jungen Gräfinn schön that, wenn sie bey ihr war, sprach doch nachtheilig von ihr, wenn sie von Amalien nicht gehört wurde. Sie verbreitete ihre Unarten in der ganzen Stadt, vergrößerte sie, und brachte die gute junge Gräfinn in einen üblen Ruf. Dieß erfuhren die Aeltern, und wurden sehr unwillig darüber. Amalie grämte sich deßhalb, und sagte: ich habe Reginen mein ganzes Vertrauen geschenkt, und sie für das beste Mädchen gehalten; wie sehr schmerzt es mich, daß ich mich in ihr so stark getäuscht habe! Sie schien so redlich, so aufrichtig, und sie ist nichts weniger als das.

Für diesen Verdruß hatte Amalie aber auch eine große Freude. Sie hörte nehmlich, daß Röschen alles Gute von ihr spreche, und

sie oft gegen die lieblosen Urtheile ihrer Schwester in Schutz genommen habe. Sie ließ Röschen sagen: es würde ihr immer eine große Freude seyn, wenn sie von ihr besucht würde; Besuche von Reginen verbitte sie sich Ein für alle Mahl.

Das war ein großer Schmerz für Regine; aber sie hatte sich die Feindschaft der gräflichen Familie durch ihre eigne Schuld zugezogen. Als diese abreiste, erhielt Röschen kostbare Andenken von ihr. Mit Amalien unterhielt sie viele Jahre hindurch einen vertrauten Briefwechsel, und wurde von ihr immer die Aufrichtige genannt.

Röschen lebte immerfort zufrieden mit Gott, mit sich und mit der Welt. Regine genoß dagegen wenig Freuden; man liebte, man schätzte sie nicht, und oft sagte ihr das Gewissen: daß sie zu wenig aufrichtig, daß sie nicht verdiene, glücklich zu seyn.

5.

Christine und Lottchen,

oder

wie nöthig es sey, aufmerksam zu seyn.

In einer Stadt des Ober- Sächsischen Kreises lebten zwey Mädchen, die mit einander bekannt, aber in manchen Stücken von einander sehr verschieden waren. Das eine hieß Christine, das andere Lottchen. Beyde hatten einen und denselben Lehrer, Nahmens Stiller. Das war ein gar lieber, braver Mann. Sein Amt verrichtete er mit Eifer und Freude, seine Schülerinnen (er

war ein Mädchenlehrer) liebte er von ganzem Herzen, und brachte ihnen viele Kenntnisse bey.

Einmahl gingen Christine und Lottchen spazieren. Sie kamen in einen öffentlichen Garten, wo es schöne Alleen und Lauben gab. Viele Menschen wandelten in denselben herum, und unterhielten sich auf verschiedene Weise. Lottchen, sagte Christine, laß uns in jene Laube gehen; sie ist so hübsch grün und dabey so dicht, daß wir darin nicht gesehen werden, und ungestört plaudern können.

Lottchen war damit zufrieden. Die Mädchen gingen nach der Laube zu. Ehe sie in derselben ankamen, begegnete der flüchtigen Lotte ein Unfall. Es kam ein Kellner mit Wein- und Bierflaschen vorbeygerannt, und da Lotte nicht auswich, stieß er sie unsanft zu Boden, und ging seines Weges.

Lottchen fiel in ein Gesträuch, und zerkratzte sich Hände und Gesicht. Beynahe wäre sie von der Mauer, an deren Rande sie sich befand, hinabgestürzt, und wäre dann schwerlich mit dem Leben davon gekommen. Viele Menschen, die in der Nähe waren, liefen neugierig herbey, und standen um Lottchen. Diese raffte sich schnell auf, sah beschämt zur Erde, und eilte mit Christinen in die Laube.

Hände und Gesicht waren verwundet. Lottchen fühlte Schmerzen. Ich bin heute recht unglücklich, sagte sie; als ich zu dir komme, trete ich in eine Lacke, und beschmutze mir meine neuen, gestickten Schuhe; ich weiß nicht, was meine Mutter dazu sagen wird; kaum erreichen wir den Garten, so bleibe ich mit meinem Tuche an einer Hecke hängen, und zerreiße den Zipfel davon; jetzt werde ich sogar von einem groben Menschen

umgerannt, und zerkratze mir Hände und Gesicht.

So unglücklich bin ich noch nie gewesen, sprach Christine, noch bin ich in keiner Lacke getreten, habe mir noch an keiner Hecke ein Tuch zerrissen, auch bin ich noch von niemanden umgerannt worden.

Und ich habe dergleichen schon mehrmahls erlebt, versetzte Lottchen; ich weiß nicht, woher es kommt, daß gerade mir solche Fatalitäten begegnen?

Ich weiß es wohl, sprach Christine, woher es kommt.

Und woher? fragte Lottchen. Du lächelst? du schweigst? O sag' es mir!

Mußt mir es aber nicht übel nehmen, Lottchen! antwortete Christine. Ich glaube, du bist nicht aufmerksam genug. Man tritt oft unrecht, wenn man nicht aufmerkt, wohin man tritt; man stößt oft an und bleibt

hängen, wenn man sich nicht sorgfältig umsieht; man wird gestoßen und umgerannt, wenn man nicht Acht gibt, und aus dem Wege geht. Ein wenig flüchtig ist mein Lottchen; nicht wahr?

Du magst nicht unrecht haben, sprach Lottchen, und machte ein ernsthaftes Gesicht. Warte nur, wenn ich älter bin, so werde ich auch hübsch gesetzt und vorsichtig seyn.

Ey, ey, Lottchen! sagte Christine lächelnd, bald möchte ich dir zurufen: jung gewohnt, alt gethan! Doch sieh', sieh', wer da kommt. Hier durch diese kleine Oeffnung gucke durch. Ists nicht unser Lehrer, Herr Stiller? Du hast ein besseres Auge als ich.

Gewiß er ists! sprach Lottchen. Er kommt mit seinem Freunde, Herrn Halden. Sie kommen geradezu auf unsre Laube. Wenn sie nur nicht herein kommen!

Herr Stiller kam mit seinem Freunde nä-her. Sie traten nicht in die Laube, setz-ten sich aber dicht neben derselben auf eine Bank nieder.

Nur mäuschenstill! sprach Lottchen leise, damit sie uns nicht bemerken.

Herr Stiller und sein Freund sprachen so laut, daß die Mädchen in der Laube al-les recht deutlich vernehmen konnten.

Du hast ein schweres Geschäft, sprach Halden zu Stiller; wie sehr hast du Geduld nöthig? wie viele Verdrießlichkeiten verbittern dir dein Leben!

O so mußt du nicht sprechen, lieber Hal-den! versetzte der brave Lehrer. Wer die Jugend unterrichtet, hat freylich viel Mühe und manches Unangenehme; aber ich genieße auch der Freuden recht viele. Meine Schü-lerinnen, die meisten wenigstens, sind fleißig, aufmerksam und gut, und erleichtern und ver-

süßen mir meine Arbeiten sehr. Du kennst meine gute, liebe Christine. (Christine in der Laube wurde blutroth, und schlug die Augen nieder.) Ich bin dem Mädchen von Herzen zugethan. Und wer sollte ihm nicht gut werden! Christine ist eine der aufmerksamsten unter meinen Schülerinnen. Es ist eine Freude für mich, sie anzusehen. So wie ich in der Schule zu sprechen anfange, ist sie ganz Ohr; da ist nichts vermögend, sie in ihrer Aufmerksamkeit zu stören; plaudern ihre Nachbarinnen, so stößt sie sie an, aufzumerken; will jemand zu ihr sprechen, so weißt sie ihn unwillig ab; ihre Seele ist ganz mit dem beschäftigt, was ich vortrage; unverwandt sieht sie auf mich; unabläßig hört sie auf meine Worte. Daher kommts, daß sie alles bemerkt, was ich sage; ich mag sie fragen, worüber ich will, sie beantwortet alle meine Fragen bestimmt und richtig; wenn

keine mir etwas zu beantworten weiß, so wende ich mich nur an Christinen; die weiß es gewiß.

Diese Lobrede des Lehrers setzte die bescheidne Christine in die größte Verlegenheit; sie hat nachher ihrer Freundinn gestanden, daß sie in der Laube wie auf Kohlen gesessen habe.

Es wäre eine Freude, Mädchenlehrer zu seyn, fuhr Herr Stiller fort, wenn alle Schülerinnen so wären wie Christine. Aber unter dem Weitzen gibt es auch manches Unkraut. Da habe ich z. B. eine Lotte. (Lottchen in der Laube wurde, aber aus einem andern Grunde, blutroth wie Christine, und saß auch auf Kohlen wie sie; aber auch dieß aus einer andern Ursache. Das ist dir ein flüchtiges, flatterhaftes Geschöpf; ein wahres Quecksilber. Bald hat sie mit der, bald mit jener zu plaudern, bald dahin, bald

dorthin zu gucken; jetzt sieht sie starr nach der Wand, in einigen Augenblicken spielt sie mit der Feder, und ehe man sichs versieht, ist sie unter der Bank, um etwas aufzuheben. Vieles, was ich sage, hört sie gar nicht, vieles, was sie hört, hört sie nur halb. Ihre Flüchtigkeit und Unaufmerksamkeit hat mir schon manche trübe Augenblicke gemacht. Sie könnte vieles lernen, wenn sie nur aufmerkte, denn Gott hat ihr schöne Anlagen geschenkt. Aber bis jetzt sieht es in ihrem Kopfe noch sehr leer und verworren aus. Es kann auch nicht anders seyn. Der Unaufmerksame schadet sich am meisten; er lernt nichts, und wenn er auch etwas weniges lernt, so lernt er es nur halb und unvollkommen, und damit ist weder ihm noch andern gedient.

Die Freunde sprachen noch über verschiedenes, und gingen dann weiter. Lottchen sah jetzt etwas blaß aus, und in ihren Augen standen Thränen! Weinend fiel sie Christinen in die Arme. Sprechen konnte sie nicht.

Sey nicht so sehr betrübt, sprach Christine, es hilft dir doch zu nichts. Ich habe dich, liebes Lottchen, schon oft auf deine Unachtsamkeit aufmerksam gemacht, aber du wolltest mich nicht hören. Jetzt hast du selbst gehört, wie ein Lehrer seine unaufmerksamen Schüler beurtheilt. In Zukunft gib in der Schule Acht.

Lottchen weinte noch lange; dann trocknete sie ihre Augen, und ging mit Christinen betrübt nach Hause. Ihr Vater hatte mehrere Freunde zu einem Abendessen eingeladen. Christine mußte auch da bleiben.

Während des Essens kam die Rede auf Arabien. Lottchen wurde befragt, ob sie

wisse, wo Arabien liege? Sie versicherte, von diesem Lande noch nichts gehört zu haben. Endlich aber erinnerte sie sich, daß ihr Lehrer schon darüber gesprochen habe, und sagte nun, daß Arabien in Amerika liege, und daß es sehr kalt in Arabien sey.

Lottchens Vater fragte nun Christinen, ob sie etwas von Arabien wisse? Christine erzählte nun von diesem Lande, das in Asien liege, sehr vieles; von den großen Wüsten, die es daselbst gebe, von der Hitze, die dort herrsche, von den Carawanen, die mit Kamehlen die Arabischen Wüsten durchzögen u. d. m.

Einer aus der Gesellschaft fragte: woher Christine dieß alles wisse?

Wir haben es, antwortete sie, vor zwey Tagen in der Schule gehabt; alles, was ich erzählt habe, hat uns unser Lehrer erzählt.

Lottchen wurde roth, und redete verwirrt; sie fühlte, daß es eine Schande für sie sey, das nicht gewußt zu haben, was sie erst vor zwey Tagen in der Schule gehört hatte.

Als die Gesellschaft auseinander ging, sprach Lottchens Vater zu der Tochter: Lotte, ich schicke dich deßhalb in die Schule, damit du etwas lernest; aber du benutzest diese schöne Gelegenheit nicht, du bist unachtsam, wenn dein Lehrer etwas erklärt, und daher kommt es, daß du nichts lernest, sondern unwissend bleibst. Sieh', ich mußte mich bey Tische über deine Unwissenheit schämen. Jedermann hat sich über Christinen gefreut; von dir hat man im Herzen gewiß ganz anders gedacht.

Unaufmerksam wie sie in der Schule ist, ist sie auch zu Hause, sprach die Mutter in verdrießlichem Tone. Sagt man ihr etwas, so hört sie es nur mit halbem Ohre, und

fängt daher dann alles verkehrt an. Erst gestern schicke ich sie zu Frau Lehnert, um ihr zu sagen, daß ich nicht zu ihr kommen würde. Lotte sagt ihr gerade das Gegentheil, und die gute Frau, welche noch einen nöthigen Gang hatte, wartet bis in die späte Nacht auf mich. Man kann sich denken, wie verdrießlich sie darüber geworden ist. Neulich schicke ich durch Lotten der Köchinn einen Speciesthaler, damit sie für einen Groschen Kirschen kaufe. Lotte gibt ihr den Thaler, und befiehlt ihr, für denselben Kirschen zu hohlen. Solche Sachen stellt sie an, weil sie nicht aufmerksam ist auf das, was man ihr sagt.

Lottchen mußte noch manches unfreundliche Wort von ihren Aeltern hören. Sie legte sich hierauf zu Bette; aber der Schlaf wollte nicht kommen. Sie dachte an die Laube und an die Reden des Lehrers, und grämte

sich; sie dachte an ihre verkehrten, unrichtigen Antworten bey Tische, und ärgerte sich; sie dachte an die Verweise der Aeltern, und betrübte sich. Kaum zwey Stunden schlief sie ruhig.

Den Tag darauf war Lottchen sehr ernsthaft. In der Schule saß sie voll Aufmerksamkeit, der Lehrer bemerkte es, und freute sich darüber. Er ließ sie am Ende der Stunde wiederhohlen, was er erklärt hatte; sie antwortete richtig, und wußte alles. Das ist schön, liebes Lottchen! sprach der Lehrer; so etwas macht mir Freude.

Dieses Lob des Lehrers that dem Herzen Lottchens sehr wohl. Sie gab sich von nun an alle Mühe, aufmerksam zu seyn auf das, was in der Schule vorgetragen wurde. Nun behielt sie sich recht viel, und in einem halben Jahre hatte sie sich manche schöne Kenntnisse erworben. Sie bemerkte das, und fühl-

te sich durch die Liebe des Lehrers sehr glück- lich. War ich nicht eine Thörinn, sprach sie zu sich selbst, daß ich sonst unachtsam in der Schule war! Wem habe ich dadurch mehr geschadet als mir!

Auch zu Hause gab Lottchen sich Mühe, auf alles, was ihr die Aeltern sagten und hießen, aufmerksam zu seyn. Vater und Mut- ter bemerkten dieß mit Wohlgefallen, und gewannen erst jetzt ihre Tochter recht lieb. Und so wurde nach und nach die sonst so flüchtige Lotte ein Mädchen, das sich durch Bedachtsamkeit und lobenswerthe Aufmerk- samkeit auszeichnete. Sie erwarb sich schöne Kenntnisse, wurde mit jedem Tage geschick- ter, zufriedener und froher. Christine schloß sich jetzt mit der größten Liebe an sie an. Beyde blieben die besten Freundinnen bis in den Tod.

6.

Die bösen Angewohnheiten.

Es ist nicht gut, wenn Kinder etwas, was nicht anständig, schicklich und lobenswerth ist, oft wiederhohlen. Sie gewöhnen sich leicht daran, und manches Häßliche und Schädliche wird ihnen zur Angewohnheit, von der sie sich in ihren ältern Jahren nur mit Mühe und oft gar nicht wieder losmachen können. Man kann sich daher vor bösen Angewohnheiten nicht sorgfältig genug in Acht nehmen.

Leopoldine hatte die Unart, wenn sie Suppe aß, oder Kaffeh trank, zu schmatzen,

wie ein gewisses Thierchen, das man nicht gerne nennt. Ihre Aeltern machten sie bisweilen darauf aufmerksam und sagten ihr, daß dieß unschicklich und gebildeten Menschen zuwider sey. Aber Leopoldine achtete nicht darauf, so daß am Ende das Schmatzen beym Essen ihr zur Angewohnheit wurde. Sie war schon sechzehn Jahre alt, als sie noch immer diese Unart an sich hatte.

Einmahl reiste durch die Stadt, in welcher Leopoldine lebte, ein reicher Engelländer. Ihre Aeltern luden ihn nebst vielen andern Personen zu Tische. Leopoldine war hübsch und munter, und mehrere von der Gesellschaft unterhielten sich vorzüglich mit ihr. Der Engelländer, der etwas entfernt von ihr saß, fand auch Wohlgefallen an ihr. So reich er war, so war er doch in seinen Reden oft sehr derb und unartig.

Leopoldine aß die Brühen, die auf den Tisch kamen, mit ihrer gewöhnlichen Unart — sie schmatzte. Der Engelländer hörte dieß, und sah sich um, aber er entdeckte nichts. Mein Herr, sprach er zu Leopoldinens Vater, haben Sie in der Nähe vielleicht Meerschweinchen? Ich höre um mich ein Schmatzen, wie das Schmatzen dieses Thieres.

Aller Augen waren auf Leopoldinen gerichtet. Sie schlug beschämt ihre Blicke nieder; der Löffel sank ihr beynahe aus der Hand. Noch nie hatte sie sich in einer so unangenehmen Verlegenheit befunden. Nach Tische zog sie sich in ihr Zimmer zurück, und weinte bitterlich.

Das Vorgefallene verbreitete sich bald in der ganzen Stadt; Leopoldine erfuhr dieß, und wurde lange Zeit hindurch von der unangenehmsten Scham gefoltert.

Sieh, meine Tochter, sagten ihre Aeltern zu ihr, solche Folgen ziehen böse Angewohnheiten nach sich; man macht sich dadurch andern zuwider und bringt sich ins Gerede.

Leopoldine wollte nun ihre Unart sich abgewöhnen. Ich will nicht eher wieder mit Ihnen essen, liebe Aeltern, sagte sie, bis ich mich von meiner Angewohnheit los gemacht habe. Mehrere Tage lang speiste sie an einem besondern Tische, bis sie sich das Schmatzen abgewöhnt hatte. Es wurde ihr schwer genug, und sie mußte lange Zeit hindurch auf sich Acht geben, daß sie nicht in ihren alten Fehler verfiel.

Judith pflegte zuweilen ihren Kopf auf die Seite zu neigen. Hübsch aufrecht den Kopf getragen! rief ihr die Mutter oft zu.

Aber Judith folgte nicht. Sobald die Mutter nicht um sie war, und sie daran erinnerte, ließ sie ihren Kopf immer nach der rechten Schulter hinab hängen. Dieß wurde ihr bald zur Angewohnheit, und man hieß sie an ihrem Wohnorte fast allgemein die Kopfhängerinn. Ein Fremder, der ihr einmahl auf einem Spaziergange begegnete, fragte seinen Begleiter, ob dieß Mädchen vielleicht schon einmahl aufgehenkt worden wäre?

Warum das? fragte der Begleiter.

Ey, sehen Sie denn nicht, versetzte der Fremde, daß sie den Kopf auf die Schulter hängen läßt? Es scheint, als wenn ihr das Genick gebrochen worden wäre.

Judith wollte vor Scham vergehen, als sie dieß hörte. Jetzt fing sie in allem Ernste an, auf sich aufmerksam zu seyn, und den Kopf aufrecht zu tragen. Es kostete ihr

viele Mühe, bis sie es dahin brachte, daß sie nicht mehr die Kopfhängerinn hieß.

Philippine hatte die üble Gewohnheit, die rechte Schulter in die Höhe zu ziehen, so daß die linke merklich niedriger war. Ihre Aeltern bemerkten dieß nicht gleich. Endlich sah es der Vater zuerst.

Liebe Frau, sprach er zu seiner Gattinn, ist denn unsre Philippine schief gewachsen?

Was redest du, lieber Mann! versetzte Philippinens Mutter; unsre Tochter hat den besten Wuchs. Ich habe sie freylich schon seit mehrern Monathen, seitdem ich hier in dem Bade bin, nicht gesehen.

Du sollst sie schon sehen, sprach der Vater! ich habe sie mehrmahls scharf beobachtet. Ihre rechte Schulter ist höher als die

linke; das merkt man ihr besonders an, wenn sie geht.

Die Mutter kehrte aus dem Bade, das sie, ihrer Gesundheit wegen, gebraucht hatte, nach Hause zurück, sah Philippinen, und gab ihrem Manne recht. Es ist recht sichtbar, sprach sie, daß Philippine schief aussieht. Ihr Körper ist zuverläßig gerade gewachsen, aber sie muß sich gewöhnt haben, ihre rechte Schulter aufwärts zu ziehen. Diese üble Angewohnheit findet man bey vielen Mädchen.

Philippine wurde nun von ihren Aeltern auf ihre böse Angewohnheit aufmerksam gemacht. Leider war es zu spät, und sie nicht mehr vermögend, sich von derselben loszumachen. Mehrere Monathe lang mußte sie im Garten und im Hause viel herumspazieren, und in der rechten Hand ein schweres Stück Eisen tragen, wodurch der Arm her-

abgezogen wurde. Aber der Körper hatte bereits eine feste Haltung angenommen, und die rechte Schulter blieb immer etwas höher. Das schmerzte besonders die Mutter sehr.

Ein junger, treflicher Mann, der von Philippinens guten Eigenschaften gehört hatte, kam in ihren Wohnort, um, wenn sie ihm gefiele, ihr seine Hand anzubiethen. Es war gerade der Mann, wie sie sich ihn wünschte. Mit ihm wäre sie am glücklichsten geworden. Er besuchte ihre Aeltern und gefiel sehr. Ihm gefiel Philippine auch nicht wenig. Aber er bemerkte die schiefe Richtung ihrer Schultern, stieß sich daran, reiste ab, und heurathete Philippinen nicht. Sie wurde einem andern Manne zu Theil, der mit jenem nicht zu vergleichen war.

Minchen war ein herzensgutes Mädchen; aber sie gewöhnte sich schon in ihrer

frühen Jugend einen unangenehmen schreyenden Ton an. Wenn sie sprach, klang es so, als wenn man einen Holzheher schreyen hörte. Nun macht aber bey einem Frauenzimmer nicht so bald etwas einen widrigeren Eindruck, als eine hohle, rauhe, pipsende oder krächzende Sprache.

Ein junger Mann sah Minchen einmahl in einer Gesellschaft. Ihr Aeußeres gefiel ihm sehr wohl, und er dachte in seinem Herzen, sie zu heurathen. Er kam zum zweyten Mahle mit ihr zusammen, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und hörte ihre schreyerische Stimme. Durch diese wurde er so sehr zurückgeschreckt, daß es ihm nie wieder einfiel, zu wünschen, Minchen möchte seine Frau werden.

Minchen erzählte gut. Aber niemand hörte ihr gerne zu, weil ihre Sprache so wi-

derlich klang. Was die böse Angewohnheit nicht thut!

Als Riekchen noch klein war, gewöhnte sie sich die Unart an, ihren Mund hin und her zu ziehen. Dadurch bekam derselbe eine häßliche Gestalt. Als sie größer wurde, bewegte sie immerfort den Mund hin und her, so, daß es schien, als spreche sie in Einem fort. Das ließ recht häßlich. Niemand wollte sie heurathen, und sie mußte ihre Tage einsam verleben. Dieß hatte sie ihrer üblen Angewohnheit zu verdanken.

Susanne hatte schöne blaue Augen. Wer sie als Kind sah, betrachtete sie mit Wohlgefallen. Welch' ein herrliches Augenpaar! rief mancher aus. Susanne brachte sich leichtsinnig um ihre schönen Augen. Sie

gewöhnte sich, in schiefer Richtung um sich zu blicken, und als sie sechs Jahre alt war, schielte sie. Schade um das Mädchen und um seine herrlichen Augen! sagten manche, die sie jetzt sahen. Mancher brave Mann hätte Susannen, als sie erwachsen war, zur Frau genommen, wenn sie nicht durch ein schielendes Auge entstellt worden wäre. Sie blieb unverheurathet.

Charlotte sah blaß aus wie der Tod. Der Arzt wurde um Rath gefragt, und verordnete für sie mancherley Arzeneyen. Aber sie fruchteten nichts. Man konnte die Ursache ihrer Kränklichkeit durchaus nicht erfahren.

In dem Vorsaale bemerkte einmahl Charlottens Vater, daß der Kalk von der Wand immer stärker abgekratzt werde. Er suchte den Thäter davon zu entdecken. Wie er-

staunte er, als er eines Morgens Charlotten erblickte, wie sie mit einem Messer Kalk abkratzte, und ihn verschluckte. Er trat hervor, und Charlotte läugnete nun nicht, daß sie es sey, die den Kalk bis jetzt von der Wand abgeschabt und verzehrt habe.

Dem Vater war dieß unbegreiflich. Charlotte gestand, daß sie vor ohngefähr zwey Jahren zuerst Kalk gekostet habe; er habe ihr, sagte sie, wohlgeschmeckt, und das Kalkessen sey ihr bald so sehr zu einer Angewohnheit geworden, daß sie sich von derselben nicht mehr habe losmachen können.

Nun wußte der Vater, worin der Grund von Charlottens Kränklichkeit und blassem Aussehen lag. Er ließ den Arzt rufen, und entdeckte ihm alles. Dieser schüttelte den Kopf. Liebe Charlotte, sagte er, Sie müssen sterben, wenn Sie fortfahren Kalk zu essen. Das ist eine der schädlichsten Angewohnheiten.

Der Arzt verordnete neue Arzeneyen, der Vater aber verboth es Charlotten aufs schärfste, je wieder Kalk zu essen. Sie versprach es. Aber — so stark ist die Macht einer Angewohnheit — sie hielt ihr Wort nicht. Noch oft schabte sie heimlich Kalk von der Wand ab, und verzehrte ihn, daher sie auch noch zwey Jahre kränkelte, bis sie die Abzehrung bekam, und daran eines frühzeitigen Todes starb.

O hüthet euch, lieben Leserinnen, hüthet euch mit aller Sorgfalt vor bösen Angewohnheiten; bittet eure Aeltern und Lehrer, euch aufmerksam zu machen, wenn ihr euch an etwas Unschickliches oder Schädliches gewöhnen wollt; und wenn sie euch deßhalb Vorstellungen machen, so nehmet sie willig an, und danket ihnen dafür; denn sie meinen es gut mit euch.

7.

Das anmaßliche Mädchen.

Wer sich manches herausnimmt, wozu er kein Recht hat, maßt sich etwas an, wie man zu sagen pflegt, oder er ist ein anmaßlicher Mensch.

Die ganze Stadt nennte Friederiken ein anmaßliches Mädchen, denn sie nahm sich vieles heraus, wozu sie kein Recht hatte.

Schon als kleines Mädchen maßte sich Friederike manches an. Sie hatte einen kleinern Bruder, Wilhelm, und eine jüngere Schwester, Wilhelmine. Beyde wa-

ren recht verständige und gute Kinder. Aber Friederike wollte weit verständiger und besser seyn als sie, und da sie älter war, so glaubte sie ein Recht zu haben, den jüngern Geschwistern zu befehlen, und sie nach ihren Einfällen zu behandeln. Sie maßte sich auf diese Weise ein Recht an, das ihr nicht zustand.

Eines Nachmittags gingen ihre Aeltern aus, und sagten zu ihr, als der ältesten, sie möchte Acht geben, daß im Hause keine Unordnung vorfiele. Wilhelm und Wilhelmine unterhielten sich durch ein unschuldiges Spiel. Friederike trat zu ihnen, nahm die Miene einer Gouvernante an, und befahl, sie möchten das Spiel sogleich endigen.

Liebe Schwester, sprach Wilhelmine, laß uns doch ruhig fortspielen, wir stören dich ja nicht. Das Spiel ist kein schädliches Spiel, und macht uns große Freude.

Ich befehle es euch, rief Friederike, daß ihr aufhöret, zu spielen.

Jetzt wurde der kleine Wilhelm unwillig. Er sprang vom Stuhle auf, auf dem er saß, trat muthig zur Schwester, und sagte: bist du unsre Gouvernante, daß du uns befehlen willst? Meinst du, daß wir dir gehorchen werden? Thust du doch so, als wenn du die Kaiserinn von China wärst.

Diese Worte brachten Friederiken sehr auf. Wißt ihr nicht, sprach sie zornig, daß Vater und Mutter mir die Aufsicht und das Commando im Hause übergeben haben?

Gehorsamster Diener, gnädigster Herr Commendant, rief Wilhelm spottend. Wo sind Ihre Soldaten? wo Ihr Commandostab?

Friederike wurde durch diesen Spott sehr beleidigt. Laß gut seyn, Wilhelm! sprach Wilhelmine. Es ist mir nun die Lust zum Spiele vergangen. Wir wollen etwas an-

deres vornehmen. Komm', laß uns diese Charten und Bilder zusammensetzen.

Dir thu' ich alles zu Liebe, versetzte Wilhelm, denn du bist eine gute, herrliche Schwester. Nur soll sich der Herr Commendant nicht einbilden, als wenn wir auf seinen Befehl das Spiel geendigt hätten.

Beyde fingen nun an, Charten und Bilder zusammenzusetzen. Aber auch bey dieser nützlichen Beschäftigung blieben sie nicht lange ungestört. Friederike, die sich durchaus das Ansehen einer Befehlshaberin geben wollte, geboth ihnen nach einer Viertelstunde, aufzuhören und mit ihr in den Garten zu gehen.

Das wollte aber Wilhelm und Wilhelmine nicht thun. Friederike wurde zornig, ergriff die jüngere Schwester bey dem Arme, und schleppte sie zur Thüre hinaus. Mit Wilhelm wollte sie dasselbe thun. Aber der wehrte

sich tapfer, und als sie nicht nachließ, ihn herumzuziehen, versetzte er ihr mit einem kleinen Stocke auf die Hand einen Schlag, daß sie zu schreyen anfing.

Wilhelmine kam nun wieder in das Zimmer. Du bleibst hier, sprach er, und lässest dich von ihr nicht wieder hinausstoßen. Er stellte sich nun hinter einen Stuhl und wehrte sich mit dem Stocke, wenn Friederike ihm nahe kommen wollte.

Friederike sah nun wohl, daß sie ihre beyden Geschwister nicht bezwingen könne. Sie wollte daher auf eine andere Weise ihnen wehe thun. Ihr seyd ungehorsame, garstige Kinder! rief sie; ich werde euch schon bey Vater und Mutter verklagen! Mutter hat mir das Vesperbrot gegeben, um es unter euch auszutheilen. Aber ihr verdient es nicht; ihr bekommt nichts, gar nichts, nichts, nichts bekommt ihr.

Wilhelm, der gerade guten Appetit hatte, verlangte mit Ungestüm das Vesperbrot, und behauptete, Friederike habe kein Recht, ihm desselbe vorzuenthalten. Aber diese schloß den Wandschrank, in welchem sich das Vesperbrot befand, ab, steckte den Schlüssel in die Tasche, und so waren Wilhelm und Wilhelmine gezwungen, zu fasten.

Nach zwey Stunden kamen die Aeltern. Friederike ging ihnen entgegen, beklagte sich über die Unfolgsamkeit der beyden Geschwister, und zeigte ihnen die Hand, worauf sie Wilhelm geschlagen hatte.

Vater und Mutter machten ein sehr ernsthaftes, finstres Gesicht. Nun aber trat Wilhelm auf, und erzählte den ganzen Verlauf der Sache. Mit Thränen bestätigte Wilhelmine alles, was ihr Bruder ausgesagt hatte.

Doch Vater und Mutter behielten das finstre Gesicht, aber es galt nicht die zwey jüngere Kinder, sondern Friederiken.

Welch' ein anmaßliches Mädchen! rief der Vater; wer hat dir das Recht übertragen, deine jüngeren Geschwister wie Unterthanen zu behandeln? Wer hat dir das Recht gegeben, sie in ihren unschuldigen Spielen und nützlichen Beschäftigungen zu stören; sie aus dem Zimmer zu schleppen, und ihnen das Vesperbrot zu verweigern? Du hast unrecht, du hast schlecht gehandelt, Friederike!

Da verzog Friederike ihren Mund, fing an zu weinen, und sich bitterlich zu beklagen, daß man ihr unrecht gebe, ob sie gleich die älteste sey.

Du bist freylich die älteste, sprach die Mutter, aber daher solltest du auch die vernünftigste seyn, und dir keinen Unfug erlauben. Deine häßliche Anmaßlichkeit wird

dich einmahl unglücklich machen, wenn du dich nicht bey Zeiten von ihr losmachst.

Den Tag darauf fand Friederike zu Mittage keinen Stuhl für sich am Tische. Sie wollte sich einen hohlen; aber der Vater sprach: Heute wirst du stehend essen, Friederike! du hast dieß durch dein gestriges Betragen gegen deine Geschwister verdient.

Friederike fing an laut zu weinen, und wollte vom Tische laufen. Aber der Vater befahl ihr, zu bleiben. Wilhelm und Wilhelmine bathen für sie, fanden aber kein Gehör. Als die Suppe und das Fleisch genossen waren, sagte der Vater: von den andern Speisen issest du nichts mehr, Friederike! deine Geschwister sind gestern um ihr Vesperbrot gekommen, dafür setzest du heute die Nachspeise aus.

Friederike weinte heftig, und wollte vom Tische laufen. Aber der Vater befahl ihr

zu bleiben. — Nachmittags gingen ihre Aeltern auf ein Paar Stunden aus. Die Aufsicht im Hause übertrugen sie nun nicht Friederiken, sondern ihren jüngern Geschwistern. Dieß war für sie ein harter Schlag, eine kränkende Demüthigung. Sie glaubte, Wilhelm und Wilhelmine würden ihr alle Neckereyen, die sie sich am vorigen Tage gegen sie erlaubt hatte, vergelten. Aber so unedel dachten sie nicht; sie maßten sich keine Herrschaft über Friederiken an, sondern betrugen sich sehr artig und gefällig gegen sie.

So wie sich Friederike oft gegen ihre jüngeren Geschwister benahm, so betrug sie sich auch gegen das Gesinde. In der Küche wollte sie immer befehlen, und wenn man nicht alles that, was sie geboth, ergrimmte sie, und sagte den Dienstbothen die größten Grobheiten. Wir dienen ja nicht Ihnen, Mamsel, sagten diese zwar oft, aber Friederike

hörte nicht auf, sich gebietherisch gegen sie zu benehmen. Daher war ihr das Gesinde im höchsten Grade abgeneigt, und sprach böse von ihr.

Auch als Friederike älter war, maßte sie sich vieles an, wozu sie kein Recht hatte. Ihre Anmaßlichkeit machte ihr vielen Verdruß. Sie war gewohnt, über alles, worüber gesprochen wurde, abzusprechen, und es besser wissen zu wollen, als andere. Selbst über Gegenstände, von denen sie durchaus nichts verstand, erlaubte sie sich absprechende Urtheile.

Einmahl befand sich Friederike in einer großen Gesellschaft. Es wurde in derselben unter andern auch über Amerika gesprochen. Friederike, die wenig von diesem Lande wußte, erlaubte sich doch, ein Weites und Breites darüber zu schwatzen. Ein ältlicher Mann, der ihr gerade gegenüber saß, sah sie mit

scharfen Blicken an. Sind Sie in Amerika gewesen, liebe Mamsel? fragte er. Sie wissen uns von diesem Welttheile so viel Neues zu erzählen, daß ich darüber erstaune.

In Amerika bin ich zwar nicht gewesen, versetzte Friederike, aber ich weiß doch, wie es dort aussieht.

Der Fremde bemerkte nun, daß sie viel Falsches erzählt habe. Allein dieß wollte Friederike nicht eingestehen, sondern versicherte in einem anmaßenden, schnippischen Tone, sie glaube Amerika besser zu kennen, als der fremde Herr.

Die ganze Tischgesellschaft ärgerte sich über die Anmaßlichkeit der Schwätzerinn.

Mamsel, sprach der Fremde, Sie wissen noch nicht, wer ich bin, und woher ich komme. Ich komme geradezu aus Amerika, ich habe nicht nur alles, was über diesen Welttheil geschrieben ist, gelesen, sondern

auch einen großen Theil davon bereiset; ich habe nirgends das gefunden, was Sie uns eben zu erzählen beliebten.

Die ganze Gesellschaft freute sich, daß Friederike auf eine so gute Art gedemüthigt worden war; sie selbst aber fühlte sich an ihrer Ehre tief gekränkt, und konnte den Fremden nicht wieder ansehen.

Dieser Vorfall wurde noch an diesem Tage in der ganzen Stadt bekannt, und Friederike hieß allgemein die Amerikanerinn.

Solche Demüthigungen mußte Friederike sich oft gefallen lassen. Sie besserten sie indeß nicht, sondern sie blieb allezeit voll Anmaßlichkeit. Die Folge davon war, daß man sie in der ganzen Stadt nicht leiden mochte. Niemand war ihr von Herzen gut; denn anmaßliche Menschen sind jedem zuwider.

8.

Die argwöhnische Lisette.

Warum weinst du, Lisette? komm' und sag' es mir, was dir fehlt; vielleicht kann ich helfen.

So sprach Frau Mason zu ihrer Tochter Lisette, die zehn Jahre alt war.

Lisette kam zur Mutter, und klagte derselben ihre Noth. Ach, sprach sie, gestern hat mir Sanders Betty ein kleines artiges Schächtelchen geschenkt; ich wollte es dir heute zeigen; nun ists auf Ein Mahl weg. Es muß es mir jemand gestohlen haben.

Daß du doch gleich das ärgste vermuthest, meine Tochter! sprach die Mutter; du wirst es verlegt haben, was bey dir nichts Neues wäre; suche nur nach, du wirst es schon finden.

Ach, ich habe schon alles durchsucht, schluchzte Lisette, aber vergebens. Nein, nein! verlegt habe ich es nicht, man hat es mir genommen.

Mutter. Sage mir nur, mein Kind, wer sollte es dir genommen haben?

Lisette. Gewiß weiß ich es nicht, aber vermuthen kann ich es wohl — —

Mutter. Auf wen vermuthest du wohl? — du schweigst? — du thust heimlich? — Mir kannst du es immer sagen.

Lisette. Wer anders wird es mir genommen haben als Fanny! — —

Mutter. Wie? deine Schwester Fanny hast du im Verdacht? Lisette! Lisette!

Es gefällt mir nicht von dir, daß du von deiner Schwester so etwas Böses vermuthest.

Lisette. Liebe Mutter, ich traue weder der Fanny noch Heinrichen viel; sie necken mich, wo sie nur können; und heimlich machen sie sich über mich lustig.

Mutter. Diese Klage habe ich schon oft von dir gehört, meine Tochter! Aber ich habe sie immer ungegründet gefunden. Du thust nicht recht daran, daß du bey andern immer etwas Schlimmes voraussetzest. Menschen, die dieses thun, nennt man mißtrauische, argwöhnische Menschen. Sie sind nirgends wohlgelitten, sie verbittern sich und andern das Leben.

So sehr sich die Mutter auch Mühe gab, Lisetten es auszureden, daß Fanny ihr das Schächtelchen genommen habe, so blieb diese doch hartnäckig auf ihrer Meinung.

Darüber wurde Frau Mason unwillig. Ich will die Sache streng' untersuchen, sprach sie, finde ich aber, daß dein Argwohn wieder ungegründet ist, meine Tochter, so mache dich auf eine Strafe gefaßt.

Lisette mußte in ein anderes Zimmer. Die Mutter ließ nun Fanny zu sich kommen. Meine Tochter, sprach sie zu ihr, hast du das Schächtelchen gesehen, das Lisette gestern von Sanders Betty erhalten hat?

Fanny (offen). Ja, liebe Mutter, ich habe es gesehen. Sie hat es mir gezeigt.

Mutter. Hat es dir sehr gefallen? und hast du nicht gewünscht, es zu besitzen?

Fanny. Es hat mir recht wohl gefallen; denn es ist ein nettes Schächtelchen. Auch dachte ich bey mir: es wäre wohl hübsch, wenn Betty es mir geschenkt hätte!

Mutter. Sey aufrichtig, mein Kind, und sage mir, hast du das Schächtelchen

nicht genommen? Sey aufrichtig, und sage mir die Wahrheit.

Fanny erröthete, und fing an zu weinen. Liebe Mutter, schluchzte sie, hast du mich vielleicht in Verdacht, daß ich das Schächtelchen genommen habe? O das habe ich nicht gethan; seit gestern habe ich es nicht wieder gesehen!

Weine nicht, sprach die Mutter, ich glaube dir es ja; du hast mir noch nie eine Unwahrheit gesagt. Ich habe dich auch nicht in Verdacht. Es war nur so eine Frage.

Fanny beruhigte sich damit, küßte der Mutter die Hand, und ging an ihre Arbeit.

Jetzt rief Frau Mason Lisetten zu sich. Fanny, sprach sie zu ihr, ist unschuldig, sie hat mir versichert, dein Schächtelchen nicht genommen zu haben.

Das ist leicht geschehen, versetzte Lisette, so eine Versicherung ist bald gegeben; aber — —

Mutter. Dein Argwohn dauert also noch immerfort? Ich will die Sache noch genauer untersuchen. Hast du dein Schächtelchen schon heute gehabt?

Lisette. Es kommt mir so vor, als wenn ich es schon in Händen gehabt hätte.

Mutter. Kannst du dich nicht besinnen, wo du heute überall gewesen bist?

Lisette. Vorerst habe ich Heu für mein Lämmchen vom Boden gehohlt, und dann das Thierchen gefüttert — dann —

Mutter. Schon genug. Jetzt laß uns vorerst auf den Heuboden und dann in den Stall zum Lämmchen gehen, und alles durchsuchen; vielleicht daß wir da das Verlorene finden.

Frau Mason stieg nun selbst mit Lisetten auf den Boden. Alles wurde durchsucht, aber das Schächtelchen fand sich nirgends. Jetzt stiegen sie hinab in den Stall, in wel-

chem das Lämmchen stand. Die Mutter durchsuchte die Krippe, und stieß auf ein rundes, kleines Ding. Sie zog es hervor, und — es war Lisettens Schächtelchen.

Lisette wurde blutroth, als sie es erblickte. — Ich hätte geschworen, stotterte sie, daß es mir jemand genommen habe. Ich weiß auch gar nicht, wie ich es hier — —

Jetzt schweige nur still, sprach Frau Mason in strengem Tone, und komm' auf mein Zimmer, dort wollen wir weiter reden.

Aengstlich folgte die argwöhnische Tochter der Mutter.

Als beyde in dem Zimmer angekommen waren, sah die Mutter Lisetten scharf an. Sieh, sprach sie, ich habe dich wieder überführt, daß dein Argwohn ungegründet war. Du wirst mir mit deinem argwöhnischen Wesen schon sehr zur Last. Deine Schwester hast du von neuem recht sehr beleidigt. Du bist

nicht werth, eine so gute Schwester zu haben. Ungestraft kann ich dir jene Beleidigung nicht hingehen lassen.

Lisette fing an zu weinen, und die Mutter zu bitten, sie nicht zu bestrafen; sie wolle sich in Zukunft mehr in Acht nehmen, ihrer Schwester etwas Böses zuzutrauen.

Aber die Mutter hörte auf ihre Bitten nicht. Du hast mir dieß schon oft versprochen, sagte Frau Mason, aber nie Wort gehalten. Heute darfst du mit Fanny nicht zusammen kommen. Hier in der Nebenkammer wirst du arbeiten und essen; was morgen mit dir geschehen soll, wirst du morgen erfahren.

Lisette schrie laut auf, fiel der Mutter zu Füßen, und bath sie mit gefalteten Händen, ihr dieß Mahl noch zu vergeben. Aber Frau Mason hatte gute Gründe, unerbittlich zu seyn. Lisette mußte in die Kammer.

Die übrigen Kinder erfuhren indeß nicht warum?

Den Tag darauf durfte Lisette mit ihren Geschwistern wieder umgehen. Sie that aber sehr scheu gegen sie, und wenn Heinrich und Fanny leise mit einander sprachen, glaubte sie, es werde von ihr gesprochen; wenn sie lächelten, so argwöhnte sie, man mache sich über sie lustig, und freue sich, daß sie wegen ihres Argwohns bestraft worden wäre.

Als man sich des Mittags zu Tische setzen wollte, rief Frau Mason Lisetten bey Seite. Zur Warnung für dich, daß du nicht bald wieder durch deinen Argwohn andern Unrecht thuest, sprach sie, will ich dir das Schächtelchen um den Hals hängen, und so wirst du bey Tische erscheinen.

Lisette fing an laut zu weinen. Aber weder das Weinen noch ihre Bitten halfen

etwas. Es blieb dabey, was die Mutter festgesetzt hatte. Schluchzend erschien Lisette bey Tische. Heinrich und Fanny wußten nicht, was dieß bedeuten sollte, und erfuhren es auch nicht.

So wurde dieß Mahl Lisettens Argwohn bestraft. Einige Tage nach diesem Vorfalle zog Fanny ihren Bruder Heinrich auf die Seite, und pisperte ihm einige Worte ins Ohr. Lisette trat hinzu, man wollte sie aber nichts von dem hören lassen, was gesprochen wurde. Sogleich wurde Lisette mißtrauisch, und argwöhnte, daß man übel von ihr spreche. Als Heinrich und Fanny vollends lachten, und dabey auf sie hinsahen, glaubte sie fest, daß man sich über sie lustig mache.

Aergerlich und mit Thränen im Auge verließ Lisette ihre Geschwister. Ihr seyd böse Menschen, sagte sie zu ihnen; ihr fin-

det nur daran ein Vergnügen, andere zu necken und zu kränken.

Sie trat in das Zimmer der Mutter. Diese sah die Thränen in ihren Augen, und fragte sie, worüber sie geweint habe. Ach, schluchzte sie, Heinrich und Fanny machen sich über mich lustig; sie sprechen heimlich über mich; sie lachen mich aus. Gewiß geschieht dieß darum, weil ich letzthin bestraft worden bin.

Argwöhnisches Mädchen! versetzte die Mutter unwillig, du hältst deine Geschwister wieder für schlimmer als sie sind. Nichts als Arges setzest du bey ihnen voraus. Sie sollten dich wegen der erlittenen Strafe auslachen; wie ist dieß möglich, da sie von deiner Strafe gar nichts wissen?

Frau Mason ging indeß doch in die Stube, in der sich Heinrich und Fanny befanden, und fragte sie, warum sie Lisetten

ausgelacht hätten. Fanny erzählte nun den ganzen Verlauf der Sache, und daraus ergab es sich denn, daß die beyden Geschwister an nichts weniger gedacht hatten, als sich über Lisette lustig zu machen.

Die Mutter kehrte zu Lisetten zurück, sagte ihr, daß ihr Argwohn wieder ungegründet gewesen sey, und verwies derselben ihr mißtrauisches Wesen.

Den Tag darauf als Lisette ihr Bett verlassen hatte, und aus der Kammer trat, wurde sie von ihren Geschwistern, die schon angekleidet waren, freudig empfangen. Fanny und Heinrich reichten ihr Blumenkränze, umarmten und küßten sie. Es ist heute dein Geburtstag, sprach Heinrich, erlebe ihn noch recht oft, und sey immer zufrieden und froh. Auch Fanny sagte ihr einige freundliche Worte.

Lisette wurde auf das angenehmste überrascht. Einen solchen Beweis von Liebe hatte sie von ihren Geschwistern nicht erwartet. Sie war bis zu Thränen gerührt, fiel bald der guten Fanny, bald dem ehrlichen Heinrich in die Arme, und dankte ihnen aufs herzlichste.

Nun wollen wir dir auch sagen, sprach Heinrich, warum wir gestern heimlich sprachen und lachten. Wir beredeten uns, dich heute zu überraschen, und freuten uns schon im voraus herzlich darauf; deßhalb sahen wir dich an, und lächelten.

Lisetten fühlte sich beschämt, daß sie ihren Geschwistern, die es so redlich mit ihr meinten, so viel Arges zugetraut habe, und bath sie um Verzeihung. Die Guten verziehen ihr gerne.

Durch ihr argwöhnisches Wesen machte Lisette sich ihr Leben recht unangenehm. Ge-

noß sie auch einmahl eine Freude, so dauerte dieß nicht lange; es stiegen bald argwöhnische Gedanken in ihr auf, die ihr die Freuden des Lebens verbitterten. Ihr Herz war fast immer unruhig und unzufrieden. Mit Recht konnte man sie eine Selbstquälerinn nennen.

Niemand ging mit Lisetten gerne um; denn die Gesellschaft und den Umgang mißtrauischer, argwöhnischer Menschen fliehet jedermann. Sie hatte einige gute Freundinnen, die es mit ihr redlich meinten. Aber Lisette war von dem letzteren nie ganz überzeugt. Bemerkte sie, daß eine ihrer Freundinnen auch mit andern Mädchen umging, und sich freundlich gegen dieselben benahm, so stiegen in Lisettens Seele argwöhnische Gedanken auf. Sie glaubte, ihre Freundinn sey eine Häuchlerinn und nicht aufrichtig gegen sie gesinnt. Lisette fing dann an, mit

der Freundinn zu schmollen, bis diese am Ende der Sache überdrüßig wurde, und mit Lisetten allen Umgang abbrach. So kam diese nach und nach, durch eigene Schuld, um alle ihre Freundinnen. Aber dieß war noch nicht genug. Lisette glaubte nun auch, ihre ehemahligen Freundinnen würden sich jetzt ein Vergnügen daraus machen, Böses von ihr zu reden und sich über sie lustig zu machen. Das thaten diese nicht; aber Lisette argwöhnte es, und ihr Argwohn verbitterte ihr das Leben.

Hätte Lisette den Lehren ihrer Aeltern mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so wäre es ihr gelungen, ihr argwöhnisches Wesen zu unterdrücken. Da jenes aber nicht geschah, so blieb dieses bis zu ihrem Tode ihr Eigenthum. Sich und andern schadete sie dadurch sehr. Viele wurden durch ihren Arg-

wohn gekränkt, und einmahl ward sogar ein unschuldiges Mädchen ins Gefängniß geworfen, weil Lisette argwöhnte, sie habe ihr drey Schnüre Orientalischer Perlen gestohlen. Als die gerichtliche Untersuchung geendigt war, wurde das Mädchen für unschuldig erklärt, und Lisetten auferlegt, der Unschuldigen, deren Ehre sie gekränkt hätte, eine ansehnliche Summe zu bezahlen. Die Aeltern des Mädchens überhäuften Lisetten mit den kränkendsten Vorwürfen, und da die Unschuld desselben bekannt wurde, hieß Lisette in der ganzen Stadt die Unbesonnene, die Verläumderinn, die Boßhafte. Mehrmahls wurde sie, wenn sie des Abends ausging, mit Koth beworfen.

Zufrieden und froh hätte Lisette leben können; aber ihr argwöhnisches Wesen machte sie unglücklich.

Lieben Leserinnen! gleichet Lisetten nicht; setzet bey andern Menschen lieber Gutes als Böses voraus, und bemerket ihr in eurem Herzen einen Hang zum Argwohne, o so unterdrücket ihn bey Zeiten. Es wird dieß zu eurem Besten gereichen.

9.

Beharrlichkeit.

Rosalie und Charlotte waren Schwestern. Die erste hatte von der Natur keine ausgezeichneten Anlagen erhalten; die zweyte hingegen war voll der schönsten Talente. Aber doch brachte es Rosalie in allem weiter, und wurde glücklicher als Charlotte, ihre Schwester.

Wie das zuging? fragt vielleicht manche Leserinn?

Es ging sehr natürlich zu. Die beyden Schwestern waren einander in vielen guten Eigenschaften ähnlich, aber in Einem Stücke

unterschieden sie sich sehr. Rosalie liebte die Thätigkeit, und zwar die beharrliche, beständige Thätigkeit. Fing sie etwas an, so ließ sie nicht eher nach, als bis sie es vollendet hatte; wollte sie sich eine Geschicklichkeit erwerben, so wandte sie allen Fleiß an, und ruhte nicht eher, als bis sie diese Geschicklichkeit sich ganz eigen gemacht hatte. Wurde sie auf einen Fehler aufmerksam gemacht, so arbeitete sie unermüdet daran, ihn abzulegen. Kurz, Rosalie war bey allem, was sie sich vornahm und that, beharrlich.

Ganz das Gegentheil von Rosalie war Charlotte. Sie sprang flüchtig von einem Gegenstande auf den andern; sie fing vielerley an, ohne etwas zu vollenden; sie setzte sich manches vor, blieb aber ihrem Vorsatze nicht treu. Es fehlte ihr an Beharrlichkeit, und sie wurde daher allgemein ein unbeständiges Mädchen genannt.

Einmahl nahm sich Charlotte vor, für den Vater eine Weste zu sticken, und sie ihm zu seinem Geburtstage zu schenken. Sie war eifrig daran, die Arbeit anzufangen. Die gute Mutter wurde von ihr bestürmt, Seide und alles Nöthige zu kaufen; den ganzen Tag hindurch sprach Charlotte von nichts anderem als von ihrer Stickerey; es schien, als wolle sie so rasch daran arbeiten, daß sie in ein Paar Tagen fertig werden würde. Die Mutter konnte nicht geschwinde genug alles herbeyschaffen.

Rosalie wollte ihrem Vater an seinem Geburtstage auch eine Freude machen. Sie beschloß, für ihn ein Paar seidne Strümpfe zu stricken. Beyde Schwestern fingen an Einem Tage ihre Arbeiten an.

Einen halben Tag lang stickte Charlotte mit Lust und Eifer. Rosalie kam nicht weit, denn sie war im Stricken noch nicht sehr geübt.

Ach, wie wenig hast du zu Stande gebracht! sprach Charlotte zu ihr. Wenn du so langsam strickst, so wirst du lange nicht fertig werden! Das wäre meine Sache nicht! ich müßte sterben, wenn ich gezwungen wäre, lange an Einer Sache zu arbeiten.

Rosalie schwieg, und strickte fort.

Nachmittags fiel es Charlotten ein, in dem Garten ihre Blumenbeete vom Unkraute zu reinigen. Du kannst dieß Abends thun, sprach die Mutter, jetzt benutze die Helle des Tages zum Sticken.

Dazu hatte aber Charlotte durchaus keine Lust, und die Arbeit unterblieb. Am zweyten Tage stickte sie eine Stunde; dann gefiel ihr diese Beschäftigung nicht mehr; sie verließ den Stickrahmen, und fing an, an einem Häubchen für eine kleine Cousine zu nähen. Rosalie strickte an ihren Strümpfen fort.

Die Mutter erinnerte mehrmals an die Stickerey. Aber die unbeständige Charlotte wollte bald nichts mehr von derselben hören. Tausenderley Dinge kamen vor, die sie jetzt stärker anzogen als das Sticken.

Nach drey Wochen hatte Rosalie die Strümpfe fertig. Charlotte sah sie. Du hast lange daran gearbeitet, sagte sie.

Aber nun sind sie auch fertig! versetzte Rosalie. Deine Stickerey hast du wohl schon lange beendigt?

Ich glaube, du willst meiner spotten, sprach Charlotte. Warte nur, die Stickerey soll schon noch zur rechten Zeit fertig werden.

Den Tag darauf fing Charlotte von neuem an, an der seidnen Weste zu sticken; drey Tage hindurch dauerte dieß fort, so daß die Mutter sich über Charlottens beharrlichen Fleiß zu wundern anfing. Am vierten Tage hatte es mit diesem eine Ende. Charlotte fing

einen Strickbeutel für ihren Bruder an, der ihr einen Kanarienvogel geschenkt hatte, und den sie dafür belohnen wollte.

Der Geburtstag war da. Die Weste war nicht zur Hälfte fertig. Charlotte brachte ihrem Vater kein Geschenk; Rosalie aber machte ihm mit den seidnen Strümpfen eine große Freude. Sie sollen mir ein theures Andenken deiner Liebe und deines Fleißes seyn, sprach er, habe herzlichen Dank dafür.

Charlotte sah beschämt von dem Vater und der Schwester weg. Es schmerzte sie, daß sie durch ihre Unbeharrlichkeit um das Vergnügen gebracht worden war, dem Vater eine Freude zu machen, und dafür ein Lob von ihm einzuernten.

Einmahl kam Rosalie zum Vater, und bath ihn, er möchte ihr einen Claviermeister halten. Sie möchte, sagte sie, überaus ger=

ne ein Instrument spielen, und da wäre ihr das Clavier am liebsten.

Der Vater stellte ihr vor, daß es ihm schiene, als wenn sie kein großes Talent zur Musik hätte. Rosalie aber erwiderte, sie wollte durch Fleiß ersetzen, was ihr an Talent abginge, und wenn sie auch keine gar große Clavierspielerinn werden sollte, so würde es ihr doch schon sehr angenehm seyn, wenn sie auch nur etwas von Musik verstände.

Der Vater gab ihren Bitten nach, und Rosalie erhielt das Versprechen, daß sie einen Claviermeister bekommen sollte: als dieß Charlotte vernahm, gab sie dem Vater gute Worte, sie auch auf dem Claviere unterrichten zu lassen. Auch Charlottens Wunsch versprach der Vater zu erfüllen.

Die beyden Schwestern fingen nun an einem Tage das Clavier an. Charlotte hatte dazu trefliche Anlagen. Sie begriff alles sehr

leicht, und nach kurzer Zeit spielte sie bereits einen Menuett. Mit Rosalien ging es nicht so schnell; es währte lange, bis sie eines der leichtesten Stücke spielen konnte. Aber ihr Fleiß war unermüdet.

Zwey Wochen lang hatte Charlotte mit Eifer gespielt. Jetzt aber verminderte sich ihre Lust zum Spielen. Sie war nicht aufmerksam auf die Verbesserungen und Vorschriften des Lehrers, und machte daher auch keine Fortschritte in der Musik. Nach einem halben Jahre war Rosalie darin viel weiter als ihre unbeständige Schwester. Charlotte hätte eine Virtuosinn werden können; doch sie blieb eine Stümperinn. Das machte ihre Unbeharrlichkeit.

Und so wie sich Charlotte bey der Stickerey und dem Clavierlernen benahm, so zeigte sie sich in allen Stücken. Sie fing vieles mit Lust und Liebe an, verlor aber bald wie-

der die Neigung dazu; sie nahm sich manches Gute vor, ohne es auszuführen; sie wollte sich in dieser und jener guten Eigenschaft üben, war aber dabey nicht beharrlich. So kam es, daß sie bis an ihren Tod ungeschickt und fehlerhaft blieb, und sich dabey unglücklich fühlte.

Nur der kann in Kenntnissen, in Fertigkeiten und im Guten größere Fortschritte machen, der beharrlich und beständig ist in alle dem, was er sich vornimmt und anfängt.

10.

Sophie und Jakobine

oder

die Bescheidenheit.

So komm' doch nur! rief Jakobine Sophieen, ihrer Gespielinn, zu; komm' und sprich du selbst mit diesen Leuten; ich kann aus ihnen nicht klug werden; sie sprechen mir zu kauderwälsch; es sind sonderbare, einfältige Menschen.

Ey, wie du nur so sprechen kannst, Jakobine! versetzte Sophie, die armen Leute sind aus einem fremden Lande, und wis-

sen sich hier nicht zu rechte zu finden; sie sind alt; und gegen alte Leute muß man nicht so verächtlich thun; man muß gegen sie bescheiden seyn.

Sophie kam herbey, und ließ sich mit den Fremden in ein Gespräch ein. Sie waren aus Böhmen, sprachen gebrochen deutsch, und schienen brave, wackre Menschen zu seyn.

Sophie redete sie freundlich an; Jakobine lachte aber heimlich über die Antworten, die sie gaben. Mit einem liebreichen Wesen wies sie Sophie zurechte. Sie dankten ihr herzlich für ihre Belehrung; auf Jakobinen aber blickten sie mit einer Miene, welche stille Verachtung anzudeuten schien.

Die Menschen, die in der Nähe standen, und das Benehmen der zwey Mädchen gegen die Fremden beobachtet hatten, schüttelten die Köpfe. „Die sind nicht Eines Geistes Kinder!“ sagte ein alter, ehrwürdiger Mann.

„Die eine ist bescheiden wie ein Veilchen, sprach ein zweyter, die andere unbescheiden und derb wie ein Bund Stroh.“

Sophie begleitete Jakobinen nach Hause. Die letztere hatte eine Gouvernante, ein liebenswürdiges, verständiges Frauenzimmer. Sie hieß Maly. Demoiselle Maly fragte Jakobinen, ob sie sich gut unterhalten habe. Diese schien auf die Worte der Gouvernante nicht zu achten.

Demoiselle Maly wiederhohlte ihre Frage. Jakobine beantwortete sie mit Nachlässigkeit und mit wenigen Worten. Dann trat sie zur Gouvernante und that so, als wäre diese eine ihrer Gespielinnen. Sie! Sie! rief sie aus, was habens denn da für eine Arbeit vor? Zeigen Sie her. Ey, fi! was haben Sie hier für einen großen Stich gethan! Sie haben gewiß dabey zum Fenster hinausgeguckt! — Ist mein Schmiesel fer-

tig geworden? Das wäre nicht fein, wenn Sies noch immer nicht fertig gemacht hätten. — —

Sophie erstaunte, als sie Jakobinen in diesem unbescheidnen Tone zu ihrer Gouvernante sprechen hörte. Demoiselle Maly schien auch darüber empfindlich. Jakobine, sprach Sophie zu ihrer Gespielinn, als beyde allein waren, ich wundere mich, daß du deiner Gouvernante nicht artiger und bescheidner begegnest.

Warum? rief Jakobine, habe ich doch so gut einen Mund, wie jeder andere Mensch, und eben so viel Recht zu sprechen, wie Demoiselle Maly. Sie ist ein Mensch, und ich bin auch ein Mensch.

Was das Mensch für eine Keckheit hat! murmelte ein alter Bedienter des Hauses, der in dem Vorzimmer alles vernehmen konnte, was Jakobine sprach. Ja wohl, ja

wohl bist du ein Mensch, das gegen jedermann grob und allen Menschen ein Dorn im Auge ist.

Liebe Jakobine, versetzte Sophie, du bist nicht auf rechtem Wege. Wir Menschen sind einander nicht gleich. Der eine ist älter als wir, gegen den müssen wir höflich und ehrerbietig seyn; der andere übertrift uns an Einsicht und Erfahrung, dem müssen wir Hochachtung bezeigen; ein Dritter gibt uns gute Lehren und sucht uns verständiger und besser zu machen, gegen den müssen wir bescheiden und dankbar seyn. Deine Gouvernante hält dich zu mancher nützlichen Arbeit und zum Guten an, du mußt sie daher nicht wie deines Gleichen, sondern wie deine Vorgesetzte behandeln, du mußt bescheiden gegen sie seyn.

Wie gut du predigen kannst, Sophie, rief Jakobine. Laß nur alles gut seyn; ich

weiß, was ich thue; ich bin kein kleines Kind mehr!

Nun, so alt bist du doch auch noch nicht, daß du schon anderer Lehren entbehren könntest. Wenn ich mich nicht irre, so stehst du im elften Jahre?

Das bitt' ich mir aus! versetzte Jakobine, ich bin schon vier Monathe älter als elf Jahre.

Ja, wenn das ist, sprach Jakobine spottend, so sage ich kein Wort weiter; in diesen Jahren ist man freylich schon vollkommen verständig, man ist dann schon die Weisheit selbst!

Jakobine fühlte den Spott, der in diesen Worten lag. Indeß rief sie laut aus: du magst plaudern, was du willst, Sophie! Du kannst mich dadurch nicht klüger, aber auch nicht dümmer machen, als ich bin.

Belästigen will ich dich nicht mit meinem Geplauder, versetzte Sophie, ohne dieß ist es Zeit, daß ich nach Hause eile; ich habe der Mutter versprochen, Punkt sechs Uhr wieder bey ihr zu seyn. —

Sophie ging nach Hause. Sie betrübte und ärgerte sich über Jakobinens Unbescheidenheit. Das Mädchen, sprach sie, hat eine erstaunlich hohe Meinung von sich; sie will besser und verständiger seyn als andere Menschen; sie hat auch dessen kein Hehl, daß sie sich dafür halte; sie läßt es andere fühlen, daß sie nichts seyen gegen sie. Wie kränkend dieß für diese seyn muß!

So sprach Sophie bey sich selbst, und nahm sich vor, allen Umgang mit Jakobinen abzubrechen. Sie that dieß nicht auf Ein Mahl, sondern nur nach und nach.

Jakobinen fiel dieß auf. Sophie war bisher fast die Einzige, von der sie bis-

weilen besucht wurde. Als sie endlich gar nicht mehr kam, und recht absichtlich Sophieens Umgang mied, empfand diese es sehr übel, und äußerte an mehreren Orten: Sophie sey ein veränderliches Mädchen, mit dem nichts anzufangen wäre; ihr Umgang sey langweilig, unangenehm, widerlich; sie, Jakobine, wäre froh, daß sie nichts mehr mit ihr zu schaffen habe.

In einem so unbescheidnen Tone sprach Jakobine von Sophieen. Indeß kannte man diese in der ganzen Stadt als ein gesittetes, bescheidnes Mädchen und schätzte und liebte sie; Jakobinen hingegen verachtete jedermann, ihrer Unbescheidenheit wegen.

Einmahl reiste Jakobine mit ihrem Vater nach einer großen Stadt, wo ein Bruder von ihm wohnte, der mehrere Töchter hatte. Luise, Wilhelmine und Lisette hießen sie. Diese freuten sich außerordentlich auf

Jakobinens Besuch, und mit ihnen mehrere ihrer Freundinnen.

Jakobine kam bey ihnen an. Da gab es Freude über Freude; die Mädchen fielen sich um den Hals und schnäbelten sich wie Turteltäubchen. Luise rief einige Freundinnen zusammen, und zeigte Jakobinen ein Blumenbeet im nahen Garten, das ihr gehörte; Lisette führte sie zu ihren Tauben, die gerade Junge hatten, und Wilhelmine kam mit einem Kanarienvogel herbeygehüpft, den sie erst vor kurzem geschenkt bekommen hatte. Endlich kam es auch an das Vorzeigen der Kleider — für Mädchen immer ein sehr wichtiges Geschäft. Jakobine besah die schönen Kleidungsstücke ihrer Cousinen; manche davon gefielen ihr; aber sie bemerkte fast bey jedem, ihre Kleider von dieser Art wären doch noch hübscher; die Freundinnen mochten ihr zeigen, was sie wollten, sie sah auf

alles mit etwas verächtlichem Blicke, und lobte nur das, was sie besaß.

Die Cousinen wollten Jakobinen verschiedenes erzählen, aber diese fiel ihnen beständig in die Rede, und sagte mehrmahls: Hört, darüber laßt mich sprechen, ich weiß es besser als ihr. Das verdroß die Mädchen nicht wenig. Sie erzählten ihr, was sie für Lehrstunden hätten. O das ist noch alles nichts gegen das, was ich lerne, sprach Jakobine. Ihr solltet bey der Prüfung gewesen seyn, die meine Lehrer vor einem Monathe mit mir vorgenommen haben! Alle, die dabey zugegen waren, wunderten sich höchlich darüber, wie ich so vielerley in meinen kleinen Kopf habe bringen können. Ihr guten Leute, dachte ich mir, auf die Größe des Kopfs kommt es nicht an! Aber es ist auch wahr, ich habe keine einzige Frage unrichtig beantwortet. Vater und Mutter wa-

ren so entzückt darüber, daß sie mir noch in dieser Woche ein neues Kleid machen ließen. Das Lob, das man mir überall gegeben hat, hat mich recht beschämt. Mein Gott, dachte ich mir, ich weiß zwar sehr viel, aber das Verdienst davon gehört nicht mir; der Himmel hat mich nun einmahl mit ausgezeichneten Talenten ausgestattet; ihm gebührt Ehre und Preis und Anbethung!

In diesem unbescheidnen, prahlerischen Tone fuhr Jakobine fort. Sie ließ sich nicht leicht unterbrechen, und die andern Mädchen kamen beynahe gar nicht zum Worte. Sie wurden zu Tische gerufen. Jakobine hüpfte voraus. Das ist eine entsetzlich unbescheidne Plaudertasche; sprach eine Freundinn zu Luisen. Bey der wirds einem angst und bang, bemerkte eine andere. Noch nie ist mirs so schwül gewesen als in dieser Stunde, sagte eine dritte.

Bey Tische wollte Jakobine das große Wort führen. Ihr Vater gab ihr durch Winke zu verstehen, daß sich dieß nicht schicke. Sie fuhr indeß in ihren Plaudereyen fort. Luise, Wilhelmine und Lisette wurden von ihrem Vater über Verschiedenes gefragt. Jakobine ließ die Gefragten nicht zu Worte kommen. Sie antwortete statt ihrer, und verbarg es gar nicht, daß sie glaube, alles besser zu wissen als ihre Cousinen. Diese wurden dadurch sehr gekränkt, und auch der Vater derselben ärgerte sich insgeheim über Jakobinens Unbescheidenheit.

Den Tag darauf vermieden Luise, Wilhelmine und Lisette, so sehr sie konnten Jakobinens Gesellschaft. Der Vater, dem dieß auffiel, fragte seine Töchter um die Ursache davon. Alle drey erklärten, daß sie sich bey Jakobinen übel befänden, daß sie nur immer gerne von sich spreche, niemanden zu

Worte kommen lasse, mit dem, was sie besitze, unverschämt prahle, und daß sie daher unleidlich sey.

Es ist nicht schön, sprach der Vater, daß Jakobine so unbescheiden ist. Ihr sehet nun selbst, was für eine böse Untugend die Unbescheidenheit ist. Aber Jakobine ist eure Cousine, sie ist zum Besuch bey euch, und ihr müßt Geduld mit ihr haben, und artig und gefällig gegen sie seyn.

Die drey Töchter befolgten des Vaters Ermahnung, und zwangen sich, gegen ihre unbescheidne Cousine verbindlich zu thun. Als sie abreisete, freuten sie sich fast noch mehr als über ihre Ankunft; denn jedermann ist froh, wenn er eines unbescheidenen Menschen los wird.

Auf dem Wege bekam Jakobine, ihrer Unbescheidenheit wegen, harte Vorwürfe. Sie fruchteten aber nicht viel.

Als Jakobine achtzehn Jahre alt war, kam ein junger Mann aus einer angesehenen Familie in die Stadt, in der sie wohnte. Seine Absicht war, sie kennen zu lernen, um sie, wenn sie ihm gefiele, zur Frau zu nehmen. Er bemerkte bald, weß Geistes Kind Jakobine sey. Ihr unbescheidnes Wesen stieß ihn zurück. Zufälliger Weise lernte er Sophieen, Jakobinens ehemahlige Freundinn, kennen. Sie riß ihn durch ihre edle, bescheidne Jungfräulichkeit hin. Er wählte sie zu seiner Gattinn, und nach Verlauf von acht Wochen war Hochzeit.

Mit Jakobine sah es ganz anders aus. Jedermann, der sich ihr nahete, wurde durch ihr unbescheidnes Wesen irre gemacht, und mied ihre Gesellschaft. Sie sah sich bald gänzlich verlassen. Mehrere junge Männer wollten derselben ihre Hand biethen, aber ihre Unbescheidenheit schreckte sie ab.

Schon war Jakobine sechs und zwanzig Jahre alt, als sie noch immer unverehelicht war. Ihr prahlerisches Wesen fing jetzt an ziemlich abzunehmen; sie wurde mit jedem Tage stiller, kleinmüthiger und bescheidner. Ihr Vater verlor sehr viel im Handel, und sank in Dürftigkeit herab. Dieß wirkte auf Jakobinen stark. So hochmüthig sie sonst gewesen war, so demüthig wurde sie jetzt. Endlich erbarmte sich ihrer ein Zeugmacher aus Wien. Er trug ihr seine Hand an, und sie wurde herzlich gerne seine Frau.

Jakobine kam nach Wien. Hier spielte sie eine sehr kleine Rolle. Ihr Mann war nicht wohlhabend, sie konnte daher keinen Aufwand machen, und da jener bisweilen von einigen reichen Kaufleuten unterstützt wurde, so mußte auch Jakobine gegen diese Wohlthäter bescheiden und demüthig thun. Ehemahls hatte sie sich über andere Menschen

stolz hinweg gesetzt, jetzt kroch sie vor so manchem Reichen. Sonst war ihr Wesen unbescheiden, jetzt wurde es kriecherisch. Einst wurde sie ihrer Unbescheidenheit, jetzt ihrer Kriecherey wegen verachtet.

11.

Das betrügerische Mädchen.

Ulrike war die Tochter einer armen Putzmacherinn. Schon als kleines Kind fing sie an, die Mutter zu betrügen. Wenn sie von ihr um Milch geschickt wurde, so trank Ulrike einen Theil davon, und goß statt dessen Wasser in das Gefäß. Die Milch ist sehr schlecht, sagte oft die Mutter, sie muß mit Wasser gemischt seyn.

Das ist möglich, versetzte Ulrike, die Leute verfälschen jetzt alles; daß sie selbst der Milch Wasser beymische, gestand sie nie.

Gab es Obst, und die Mutter schickte Ulriken, um welches zu kaufen; so betrog diese ihre Mutter auch bey diesem Einkaufe. Sollte sie nehmlich für einen Groschen Obst kaufen, so kaufte sie bloß für acht oder zehn Pfennige; das übrige Geld behielt sie für sich.

So ausgeartet war Ulrike schon als kleines Mädchen. Als sie größer war, wurden auch ihre Fehler größer. Sie verschlimmerte sich mit jedem Tage.

Ihre Mutter starb. Ulrike trat in Dienste. Ihre Frau war eine gute, redliche Dame, die von ihren Dienstbothen nicht zu viel verlangte. Ulrike sollte besonders ihr jüngstes Kind warten und pflegen. Dieß Geschäft verrichtete sie nicht mit der nöthigen Treue. Ihre Frau sagte ihr, daß sie dieß und jenes Haus nicht besuchen sollte; aber Ulrike ging dennoch heimlich hin, und als dieß ihre Frau erfuhr und sie zur Rede stell-

te, läugnete sie es ab, und hinterging die Frau.

Bekam das kleine Kind, das Ulrike pflegte, etwas zu essen, so war Ulrike dreist genug, einen Theil davon selbst zu verzehren, und auch auf diese Weise ihre Herrschaft zu betrügen. Aber ihre Frau kam bald hinter diese Betrügereyen, machte Ulriken harte Vorwürfe, und jagte sie aus dem Hause. Ich kann es nicht dulden, sprach sie zu ihr, daß in meinem Hause eine Betrügerinn wohne. Menschen, die nicht ehrlich sind, sondern sich gegen andere Betrügereyen erlauben, sind verächtliche Geschöpfe, die kein redlicher Mensch um sich dulden kann. — Mit Schande bedeckt, mußte die Betrügerinn das Haus verlassen.

Ulrike suchte einen andern Dienst. Aber in der Stadt, in der sie bisher gelebt hatte, war sie bald als ein betrügerisches Mäd-

chen bekannt, und niemand wollte sie in seinem Hause aufnehmen. Sie verließ diese Gegend, und reiste in ein benachbartes Land.

Ulrike kam an einer Stadt an, in welcher sie einen Dienst zu bekommen hoffte. Sie hatte aber gehört, daß man an den Thoren dieser Stadt von jedem Fremden einen Paß verlange; dieß machte ihr bange. Sie beschloß, sich durch Betrug aus ihrer Verlegenheit zu helfen.

Sie wurde an dem Thore angehalten, und um ihren Paß befragt.

Ich habe keinen Paß nöthig, sprach Ulrike, denn ich bin aus der benachbarten Stadt Neuthal. Sie gab sich dabey für die Tochter eines reichen Kaufmannes aus, und nahm einen erdichteten Nahmen an. Zum Unglück war der Thorschreiber, der sie ausfragte, aus Neuthal gebürtig, und wußte

von keinem Kaufmanne, der dort wohne und so heiße, wie Ulrike vorgab.

Dem Thorschreiber kam die Sache verdächtig vor; er machte eine Anzeige davon, und Ulrike wurde in die Wachtstube, bald darauf aber in das Polizey-Haus geführt, wo sie unter Thränen ihren Betrug eingestand.

Sie kam in das Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde sie vor einige obrigkeitliche Personen gefordert. Einer von ihnen redete sie ernsthaft an, und sprach, daß sie die Obrigkeit der Stadt habe betrügen wollen, und daß dieses nicht ungestraft bleiben könne.

Als Ulrike von Strafe hörte, fing sie an zu jammern, und um Verzeihung zu bitten. Aber der Richter erklärte: daß sie zwölf Ruthenhiebe bekommen, und diese Stadt sogleich verlassen müsse.

Ulrike fiel auf ihre Kniee, und bath, man möchte ihr die Strafe erlassen. Allein es half nichts. In dem Vorsaale der Gerichtsstube wurde sie auf eine Bank geworfen, mit zwölf Hieben bestraft, und dann von einem Gerichtsdiener aus der Stadt geführt.

Dießmahl war Ulriken ihre Betrügerey übel bekommen. Sie schluchzte noch lange, auch als sie schon die Stadt im Rücken hatte. „Ich Unglückliche, rief sie, man hat mich schändlich behandelt!“ — Doch wer war Schuld an dieser Behandlung, die Ulriken widerfuhr?

Ulrike kam in eine andere Stadt. Hier fand sie einen Dienst. Sie trat als Köchinn in das Haus einer Baronesse. Den Einkauf der Lebensmittel hatte sie fast allein zu besorgen. Sie benutzte diese Gelegenheit, sich zu bereichern, und betrog ihre Herrschaft von

allen Seiten. Sie mußte zwar die Ausgaben pünktlich berechnen; allein sie that dieß mit großer Gewissenlosigkeit. Fast alle Preise setzte sie zu hoch an, und erwarb sich durch diese Betrügereyen ein ziemliches Vermögen.

Ulriken wurde endlich das Betrügen zur andern Natur. Selbst gegen ihre Freundinnen war sie nicht ehrlich. So hatte sie sich einmahl ein Stück Seide zu einem Kleide gekauft; als sie es aber untersuchte, fand sie, daß die Seide an manchen Stellen zerrieben, und fast ganz durchlöchert war. Der Kaufmann, von dem sie es gekauft hatte, war aus einer entfernten Gegend und nicht mehr in der Stadt, in der sie lebte. Ihm das Gekaufte zurück zu stellen, war nicht mehr möglich. Sie suchte sich daher auf eine andere Weise zu helfen. Einer von ihren Freundinnen gefiel das Stück Seide. Sie schwatzte ihr viel von der Güte des Stoffes vor,

und beredete endlich die Freundinn, es abzukaufen. Ulrike trieb die Betrügerey so weit, daß sie sich für die Seide noch mehr bezahlen ließ, als sie dafür gegeben hatte. Erst als der Schneider der Freundinn das Kleid brachte, machte er sie auf die beschädigten Stellen der Seide aufmerksam. Ulrike wurde von nun an als eine Betrügerinn von ihr verachtet.

Ulrikens gegenwärtige Herrschaft kam endlich hinter ihre Betrügereyen, und wollte sie bey der Polizey angeben. Dieß geschah zwar nicht, sie mußte aber mit Schande das Haus der Baronesse verlassen. —

Ulrike wußte nun nicht, wohin sie sich wenden sollte. Nirgends konnte sie einen Dienst bekommen. Sie legte sich nun, um ihr Leben zu fristen, auf Betrügereyen, kaufte eine Menge Galanteriewaaren, die schlecht vergoldet waren, und verkaufte sie

für ganz goldne Waaren. Dieß war nach den Gesetzen aufs strengste verbothen. Indeß erlaubte sie sich ein ganzes Jahr hindurch diese Art von Betrügerey, ohne daß sie entdeckt wurde, und erwarb sich viel Geld.

Doch endlich wurde Ulrike als Betrügerinn ertappt. Ein Mann, der mit einem Goldschmid bekannt war, hatte für seine Frau von ihr vergoldete Ohrringe für goldene gekauft, und trug sie zu dem Goldschmidte, um sie ihm zu zeigen. Dieser erklärte sie sogleich für falsch. Der Käufer ließ die Betrügerinn arretiren. Die Sache wurde in der Stadt bekannt. Viele, die von ihr betrogen worden waren, liefen mit Klagen gegen sie ein.

Ulrike gestand ihre Vergehungen ein. Sie wurde öffentlich gezüchtigt, mußte drey Tage nach einander am Pranger stehen, und auf vier Jahre in das Zuchthaus, wo sie nach einem halben Jahre starb.

12.

Pauline und Hannchen,

oder

Besonnenheit.

Hannchen und Pauline waren zwey Schwestern, aber in ihren Gesinnungen und ihrer Art zu handeln, sehr verschieden.

Pauline war ein lustiges Mädchen, voll drolliger Einfälle, und das tadelte niemand. Aber sie war auch bey ihren Handlungen und Reden sehr unbedachtsam, und das tadelten viele. That sie etwas, so that sie es rasch, ohne vorher ernstlich zu überlegen, ob es

auch gut, recht und nützlich sey. Sprach sie, so geschah es oft ohne Ueberlegung. Befand sie sich in Gefahr, so blieb sie nicht ruhig, sondern verlor ihre Geistesgegenwart, und wußte sich dann nicht zu helfen.

Viele, die Paulinen von dieser Seite kannten, sagten von ihr, daß es ihr an der nöthigen Besonnenheit fehle, und hie und da hieß sie die unbesonnene Pauline.

Ganz anders handelte Hannchen. Wenn sie etwas vornahm, so fragte sie sich vorerst, ob es auch gut und recht sey; sprach sie, so sprach sie mit Bedacht; befand sie sich in Gefahr, so gerieth sie nicht gleich außer sich, sondern suchte ruhig zu bleiben, und sann auf Mittel, sich aus der Gefahr zu helfen. Daher sagte man von Hannchen, daß sie mit Besonnenheit handle, und nannte sie das besonnene Hannchen.

Einmahl fuhren beyde Schwestern mit ihrem Vater nach einer entfernteren Stadt, wo dieser einen Freund besuchen wollte. Der Freund nahm die Gäste sehr liebreich auf, und suchte ihnen den Aufenthalt bey ihm so angenehm zu machen als möglich. Eines Tages fuhr er mit ihnen in einen öffentlichen Garten. Hier speisten sie in einer großen Gesellschaft. Nur wenige aus derselben waren Paulinen und Hannchen bekannt; aber alle thaten verbindlich, freundlich und traulich.

Den beyden Schwestern gefiel es in diesem Zirkel sehr wohl. Sie wurden oft mit ins Gespräch gezogen, und sprachen beyde unverhohlen mit, nur daß Hannchen über alles, was sie sagte, vorerst nachdachte, Pauline aber manches unbedachtsame Wort fallen ließ.

Einer von der Tischgesellschaft brachte die Rede auf einen Herrn Hilmer, von dem

viele üble Gerüchte im Umlauf waren. Die beyden Schwestern hatten in ihrer Vaterstadt manches Schlimme von ihm gehört. Hannchen wollte an dem Gespräche Theil nehmen, und das Schlimme, das ihr von Herrn Hilmer zu Ohren gekommen war, wieder erzählen. Allein sie besann sich. Es könnte leicht, dachte sie bey sich, jemand am Tische sitzen, der mit ihm verwandt ist, und den es kränken würde, wenn ich von Herrn Hilmer nicht vortheilhaft spräche. So dachte Hannchen, und schwieg.

Hätte Pauline nur auch so gedacht! Allein solche Betrachtungen stellte sie nie an, ehe sie sprach. Ohne alle Ueberlegung fing sie an, von Herrn Hilmer viel Schlimmes zu erzählen. Die ganze Gesellschaft blickte mit einer Art von Verlegenheit und Unwillen nach ihr hin; bloß eine Frau wandte sich

von ihr weg, und suchte sich mit ihrem Nachbar zu unterhalten.

Paulinens Vater befand sich in der größten Verlegenheit, und winkte ihr zu, stille zu schweigen. Aber sie verstand ihn nicht. An Hilmers Unfällen und Thorheiten, sagte endlich Pauline, soll übrigens seine Frau großen Theils selbst Schuld seyn. Ihre Verschwendung, ihre —

Um Gottes Willen, sagte eine Frau, die neben Paulinen saß, ganz leise, sprechen Sie nicht weiter. Frau Hilmer ist zugegen, auch befinden sich zwey Brüder und mehrere Anverwandte von ihm unter den Gästen.

Diese Erinnerung setzte Paulinen in die größte Bestürzung. Sie verlor alle Geistesgegenwart, und hatte sie bis jetzt unbedachtsam gesprochen, so handelte sie nun ganz ohne Besonnenheit. Sie wollte sich entschuldigen, und sprach: Was ich von Herrn Hil-

mer erzählt habe, spricht man in unsrer Gegend. Daß seine Frau bey der Sache nicht ganz ohne Schuld sey, habe ich von meinem Vater gehört. Nicht wahr, lieber Vater, Sie haben — —

Einer von den Gästen fiel Paulinen in die Rede, und lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand.

Paulinens Vater wurde durch ihre Unbedachtsamkeit in die größte Verlegenheit gebracht. Er schwieg, und war froh, als man von Tische aufstand. Seine gute Laune war für den ganzen Tag dahin; er ärgerte sich über seine unbesonnene Tochter, und verließ die Gesellschaft früher, als es Anfangs sein Wille gewesen war.

Paulinen konnte er nicht ohne Unwillen ansehen. Wie unbesonnen bist du heute wieder gewesen! sprach er des Abends zu ihr. Wie oft habe ich dich gebethen, ehe du et-

was sprichst, es wohl zu überlegen, und nicht ohne Bedacht in den Tag hinein zu plaudern. Es ist die größte Unbesonnenheit, in einer Gesellschaft, die man nicht kennt, von einem Manne, von dessen nähern Verhältnissen man nicht unterrichtet ist, böse zu reden. Kann er denn nicht selbst oder ein Freund und Verwandter in der Gesellschaft zugegen seyn? Du triebst deine Unbesonnenheit aber noch weiter. Es fehlte dir so sehr an Fassung und Besonnenheit, daß du auch mich in die größte Verlegenheit setztest. Ich will dir nicht auseinander setzen, wie sehr du gefehlt hast. Du wirst es wohl selbst einsehen.

Pauline weinte, und bath um Vergebung. Aber der Vater blieb unfreundlich. Was wird die Gesellschaft, sprach er, was wird besonders Frau Hilmer von dir und mir denken? Sie hat uns mit der größten

Artigkeit schon gestern für morgen zu Tische bitten lassen. Ich habe die Einladung angenommen. Aber wie kann ich nun bey ihr erscheinen, nachdem du sie auf eine so tadelhafte Weise gekränkt hast!

Lieber Vater, schluchzte Pauline, nehmen Sie nur mich nicht mit. Ich will mich lieber mit trocknem Brote begnügen, als bey Frau Hilmer speisen.

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter in das Zimmer. Er meldete von Frau Hilmer eine Empfehlung. Sie ließe sich entschuldigen, sagte er, daß sie morgen nicht die Ehre haben könne, die Fremden bey sich zu sehen. Es wären Umstände eingetreten, die sie nöthigten, morgen in aller Frühe zu verreisen. — Der Bediente trat ab.

Paulinens Vater wußte sogleich, was dieß zu bedeuten habe. Sieh, sprach er zu ihr, daran ist deine Unbesonnenheit Schuld.

Frau Hilmer findet sich gekränkt, und will uns nicht bey sich sehen.

Herr Holmer, so hieß Paulinens und Hannchens Vater, blieb verdrießlich; Er hatte sich noch eine Woche bey seinem Freunde aufhalten wollen, allein er änderte seinen Plan, und trat nach zwey Tagen seine Rückreise an.

Auf dem Wege war er zwar ernsthaft, aber doch liebreich gegen Hannchen. Mit Paulinen sprach er wenig. Einmahl wurde es ihm etwas übel. Er stieg aus der Kutsche, und ging zu Fuße. Pauline und Hannchen blieben allein im Wagen. Der Vater blieb ein Stück zurück.

Man kam in einen Hohlweg, der einige schlechte Stellen hatte. Die Pferde wurden scheu. Der Kutscher war nicht im Stande, sie im Zaum zu halten. Pauline fing an zu schreyen. Schwester, sprach Hannchen,

sey nur nicht gleich außer dir, und verliere die Besonnenheit nicht. Stürzt die Kutsche um, so halten wir uns nach der entgegengesetzten Seite fest an. Nur herausspringen dürfen wir nicht.

Pauline verstand vor Angst nicht, was die Schwester sprach. Die Kutsche drohte mehrmahls umzustürzen. Pauline schrie, schlug die Kutschenthüre auf, und sprang hinaus. Was schon vielen tausend Reisenden widerfahren ist, widerfuhr auch ihr. Sie that einen unglücklichen Sprung, und brach das Bein. Bewußtlos blieb sie liegen.

Wenige Schritte von diesem Platze wurde die Kutsche wirklich umgeworfen. Hannchen, die besonnen blieb, verhielt sich bey diesem Umsturze so vorsichtig, daß sie nur einen kleinen Stoß an den rechten Arm bekam, der nichts zu bedeuten hatte.

Herr Holmer sah von ferne das Unglück. Er eilte herbey. Pauline befand sich in einem bejammernswerthen Zustande. — In dem nächsten Orte wurde sogleich ein Wundarzt zu Hülfe gerufen. Er verband das gebrochene Bein. Pauline litt dabey heftige Schmerzen, und schrie unaufhörlich. Ihr Fuß heilte zwar wieder, aber sie blieb dessenungeachtet lahm, und betrübte sich darüber sehr. Die gute Folge hatte dieses Unglück für Paulinen, daß sie nun auf sich aufmerksamer war. Ihr unbesonnenes Wesen verschwand, und sie glich nun ihrer verständigen, besonnenen Schwester Hannchen. Daher kam es auch, daß sich für sie eine glückliche Heurath fand.

Hannchen blieb sich in ihren guten Eigenschaften immerfort gleich. Nie ließ sie sich eine Unbesonnenheit zu Schulden kommen. Ihr besonnenes Wesen rettete sie in

manchen Gefahren. Sie war bereits mehrere Jahre glücklich verheurathet, und Mutter von zwey Kindern, als in einer Nacht, gerade als ihr Mann verreist war, in der Nähe ihrer Wohnung ein Feuer ausbrach, das mit schneller Gewalt um sich griff. Sie wurde geweckt. Alles im Hause war in der größten Verwirrung, alles lief durcheinander und schrie.

Hannchen verlor ihre Fassung nicht. Mit großer Besonnenheit rief sie ihre Leute zusammen, und forderte sie auf, ruhig zu seyn. Sie ließ nun ihre kostbarsten Sachen in den Keller bringen; die Leute im Hause mußten Wässer auf den Boden tragen, und sich bereit halten, das Feuer, wenn es das Haus ergreifen sollte, schnell zu löschen. Ihre zwey Kinder hatte sie bereits um sich. Als sich das Feuer ihrer Wohnung näherte, entfernte sie sich mit dem Kostbarsten, das

sie besaß, mit ihren Kindern, und brachte diese in Sicherheit. Durch ihre verständigen Anordnungen hatte sie so viel bewirkt, daß die Leute, die sich auf dem Boden befanden, das Feuer nicht weiter ließen; und so wurde durch Hannchens Besonnenheit nicht nur ihr Haus, sondern vielleicht die ganze Stadt vom Untergange gerettet.

Hätten wir in der Welt doch lauter Hannchen! Schon in der frühen Jugend muß man sich ihre Tugenden zu eigen machen.

13.

Dankbarkeit.

Mit Liebe hing Luise an Frau Ehrenfried, ihrer Mutter. O wie gut, wie gut bist du, liebe, theure Mutter! sagte sie oft, fiel der Mutter um den Hals, und herzte und küßte sie.

In dem kleinen Garten, welcher Luisens Aeltern gehörte, stand ein Kirschbaum, welcher gewöhnlich nicht viele, aber herrliche, köstliche Früchte trug. Er gehörte Luisen. An ihrem Geburtstage war er gepflanzt worden. Nicht weit von dem Kirsch-

baume standen zwey Rosensträuche. Auch diese gehörten Luisen.

Freudig kam eines Morgens Luise in das Zimmer der Mutter gehüpft. Sie hatte mehrere Rosen in der Hand. Liebe Mutter, rief sie freundlich aus, alle diese Rosen sind von meinen Rosenstöcken. Sehen Sie nicht herrlich aus?

Sie sind sehr schön, versetzte die Mutter, stelle sie nur schnell in frisches Wasser, damit sie dir nicht welk werden.

Liebe, gute Mutter! sprach Luise, nicht für mich habe ich sie gebrochen. Zwey sind für dich, zwey für den Vater, zwey für meinen guten Lehrer, und zwey für Nachbars Lotte, die mir auch bisweilen von ihren Blumen schenkt.

Du hast dich, sagte Frau Ehrenfried, auf die Rosen so lange gefreut; jetzt willst du alle verschenken, und keine einzige für dich behalten.

Ich habe mich, liebe Mutter, versetzte Luise, nicht um meinetwillen darauf gefreut. Sie waren schon längst für andere bestimmt, die mir wohlthun. Meinem Lehrer werden sie gewiß Freude machen; er ist ein großer Blumenfreund; du weißt, wie viel ich ihm zu danken habe; er unterrichtet mich in allem Nützlichen und Guten, er hat mit mir Geduld, er behandelt mich sehr gütig, und thut mir vieles zu gefallen; sollte ich ihm nicht auch eine kleine Freude machen? Nachbars Lotte erweiset mir gleichfalls manche Gefälligkeiten; sollte ich sie nicht erwidern?

Die Mutter zog Luisen an ihr Herz. Es ist schön und gut, sprach sie, daß meine Tochter so denkt. Gegen die, welche uns Gutes erweisen, müssen wir dankbar seyn. Dankbarkeit ist eine unsrer ersten Pflichten.

Wenn ich nur wüßte, sprach Luise, wie ich meinen Wohlthätern recht dankbar seyn könnte!

Das ist nicht so schwer, versetzte die Mutter, gib nur immer fein Acht auf ihre Wünsche, und suche sie, wenn es in deinen Kräften steht, zu erfüllen. Wer wirklich dankbar ist, sucht und findet auch Gelegenheit, seinen Wohlthätern gefällig zu seyn, und wer sie nicht findet, sucht sie gewöhnlich nicht.

Ich will jetzt gleich zum Lehrer und zu Lotten, sprach Luise; du erlaubst es mir doch, liebe Mutter? Mit Lottchen habe ich schon zwey Tage nicht gesprochen; ich kann ihr mancherley erzählen; ich sehne mich schon recht sehr, sie zu sehen. Gehe ich jetzt nicht zu ihr, so gehet sie aus, und kommt vielleicht erst zu Mittage zurück.

Auch ich habe einen Gang, sagte Frau Ehrenfried, dein Vater muß bald wieder kommen, das Haus kann ich nicht offen lassen,

aber auch nicht zuschließen; du willst fortgehen; was soll nun geschehen?

Liebe, gute Mutter! sprach Luise, mache du nur deinen Gang; ich will hier bleiben bis der Vater kommt.

In diesem Augenblicke ging des Nachbars Dienstbothe vorbey, von welchem Luise erfuhr, daß Lottchen in einigen Minuten fortgehen, und erst des Abends zurückkehren werde.

So springe schnell zu ihr, sagte Frau Ehrenfried, und trage ihr die Rosen hin. Du mußt dich aber tummeln, denn ich muß eilen.

Nein, nein, liebe Mutter, versetzte Luise, ich gehe nicht selbst hin, sondern schicke ihr die Rosen durch den Dienstbothen. So sehr ich auch Lottchen zu sprechen wünsche, so bleibe ich doch lieber hier, damit du deinen Gang machen kannst.

Dieß freute die Mutter. Du erweisest mir dadurch eine Gefälligkeit, sprach sie zu Luisen.

Ach, wenn das ist, rief Luise, wenn ich dir damit eine Gefälligkeit erweise, so sollte mich nichts in der Welt vermögen, das Haus zu verlassen.

Frau Ehrenfried ging nun fort. Die dankbare Tochter wollte nicht müßig seyn. Sie sann nach, was sie wohl vornehmen sollte. Da fiel ihr ein, daß die Mutter vor einigen Tagen gewünscht hatte, verschiedene Sachen, die in der Kammer in größter Unordnung lagen, in Ordnung zu bringen. Bis diesen Tag aber hatte sie keine Zeit dazu gewinnen können.

Luise sprang in die Kammer, und fing an, aufzuräumen. Da kam der Vater, und freute sich über die Thätigkeit seiner Tochter. Luise hätte nun mit ihren Rosen zum

Lehrer gehen können. Allein sie glaubte, daß dazu auch nach ein Paar Stunden Zeit sey, und fuhr fort, alles in der Kammer in die schönste Ordnung zu bringen. Nach zwey Stunden war sie damit fertig.

Die Mutter kehrte nach Hause zurück. Luise war eben zum Lehrer gegangen. Frau Ehrenfried kam in die Kammer, und sah hier alles in schönster Ordnung. Wer hat hier so schön aufgeräumt? fragte sie. — Das hat Luise gethan; antwortete der Vater.

Das liebe, gute Mädchen! sprach die Mutter; ich habe mich vor dem Aufraumen recht sehr gefürchtet, nun bin ich durch Luisens Thätigkeit dieses unangenehmen Geschäftes auf Ein Mahl entledigt.

Luise trat bald darauf in das Zimmer. Die Mutter blickte freundlich nach ihr hin. Du hast mir, sprach sie, einen angenehmen

Dienst erwiesen, dadurch, daß du in der Kammer alles in Ordnung gebracht hast.

Luise küßte der Mutter die Hand. Du sagtest, sprach sie, daß man fein Acht geben müsse auf die Wünsche unsrer Wohlthäter, und sie dann zu befriedigen suchen. Nun wußte ich, daß du vor einigen Tagen wünschtest, daß die Kammer schon in Ordnung gebracht wäre. Ich machte mich an die Arbeit, und verrichtete sie mit großer Freude.

O meine gute Tochter! sagte Frau Ehrenfried, bleibe immer so, wie du jetzt bist, bleibe immer dankbar und gefällig; dann wirst du die Freude deiner Aeltern und guter Menschen seyn, und der, der im Himmel wohnt, wird dich auch lieben, denn ein erkenntliches, dankbares Gemüth ist Gott angenehm und wohlgefällig.

Solche Freuden machte Luise ihren Aeltern und Wohlthätern oft. Als an ihrem Kirschbaume die ersten Früchte reif waren, pflückte sie sie in ein reinliches Körbchen, kam damit zu ihren Aeltern gesprungen, und bath sie, einen Theil der Kirschen anzunehmen. Die übrigen trug sie zu ihrem Lehrer und ihrer Freundinn Lotte. Sie selbst kostete nur ein Paar davon.

Nie ließ Luise eine Gelegenheit, bey der sie sich gegen ihre Aeltern dankbar beweisen konnte, unbenutzt vorbey. Erhielt sie von denselben etwas, so dankte sie freundlich dafür; kam das Neujahr, so erinnerte sie sich an die Wohlthaten, die sie im verfloßnen Jahre von ihren Aeltern erhalten hatte, ging zu ihnen hin, dankte ihnen herzlich dafür, und empfahl sich ihrer ferneren Güte und Liebe.

Der Geburtstag ihrer Aeltern war für sie immer ein festlicher Tag. Sie beschenk-

te dann gewöhnlich Vater und Mutter mit Blumen und verschiedenen Kleinigkeiten, die sie selbst verfertigte, sie versicherte ihnen oft mit Thränen, daß sie die Liebe derselben erkenne, daß sie Gott für das Geschenk so guter Aeltern danke, und nichts sehnlicher wünsche, als daß sie noch recht lange, ihr zum Trost und Glück, leben möchten.

Aber nicht nur gegen ihre Aeltern und Lehrer bewies sich Luise dankbar, sondern gegen alle, die ihr Gutes thaten. Die Mutter hatte ihr erzählt, daß sie, Luise, in ihrer Kindheit oft kränklich gewesen sey, und daß ihre damahlige Kindsfrau viel dabey ausgestanden habe. Sogleich bath Luise die Mutter, sie möchte ihr erlauben, der Kindsfrau, die in einem nahen Dorfe verheurathet war, aus ihrer Sparbüchse etwas zuzuschicken.

Ich erlaube dir das gerne, sprach die Mutter, es ist gut und billig, daß du der armen Frau deine Erkenntlichkeit beweisen willst.

Luise schickte nun fast alles Geld, das sich in der Sparbüchse vorfand, der Kindsfrau. Alle Jahre erhielt diese von nun an von Luisen eine Unterstützung.

Einmahl wurde Frau Ehrenfried krank. Luise nahm den innigsten Antheil daran. Sie weinte und klagte, denn sie stand in der Besorgniß, ihre Mutter könnte ihr von dem Tode entrissen werden. Kindlich wartete und pflegte sie die Kranke. Der Vater befürchtete, daß dieß Luisen schaden könnte, und suchte sie von dem Krankenbette zu entfernen. Allein Luise wollte durchaus nicht von ihrer Mutter weichen. Als ich krank war, sprach sie, wartete sie mich mit der größten Liebe, und kam selten von meinem Bette. Könnte

ich jetzt gegen meine liebe kranke Mutter anders handeln?

Vater und Mutter wurden durch die liebevolle Dankbarkeit der Tochter tief gerührt. Die kranke Mutter streckte ihre Hand nach ihr aus, und sprach mit Thränen: Gottes Segen ruhe stets über dir, meine geliebte Tochter! du machst mir große Freude!

Wie glücklich fühlte sich Luise bey diesem Segen der zärtlichen Mutter, und wie noch glücklicher, als diese wieder genas!

Geliebt und geachtet von allen, die sie kannten, erreichte Luise ein hohes Alter. Dankbarkeit erwirbt Liebe und Hochachtung. Wohl dem, dessen Herz sie ziert!

14.

Dienstfertigkeit.

Jetzt sollte ich in den Garten gehen, sprach Frau Ehrenfels, und die Blumenbeete begießen. Auch wäre es nöthig, zu Säten und Petersilie zu hohlen. Aber dieß alles nimmt mir zu viel Zeit weg; ich habe hier im Hause noch einige Geschäfte, die heute verrichtet werden müssen. Ich weiß vor lauter Arbeiten nicht, wo mir der Kopf steht.

Diese Worte sprach Frau Ehrenfels zu ihrem Manne. Julie, ihre Tochter, hörte sie. Eben war sie im Begriff, mit ihrer

Freundinn Charlotte auszugehen, die gekommen war, um sie zu einem Spaziergange einzuladen.

Liebe Charlotte, sagte sie, hast du gehört, was meine Mutter gesprochen hat? So gern ich auch mit dir spazieren ginge, so kann ich dieß doch nicht.

Warum nicht, liebes Julchen? fragte Charlotte. Du bist nun ganz auf den Spaziergang eingerichtet; er wird uns viel Freude machen; warum wolltest du nun nicht kommen, und den heutigen schönen Sommerabend genießen?

O wie gerne, wie gerne käme ich! versetzte Julie, aber es läßt sich nicht thun. Die Mutter kann jetzt nicht in den Garten, und doch müssen die Blumenbeete begossen und Petersilie gehohlt werden. Wer sollte dieß anders thun als ich?

Die Mutter hat es dir aber nicht befohlen, sprach Charlotte. Wenn sie wollte, daß du es thätest, so hätte sie dir es gewiß sogleich geheißen.

Das wird die Mutter nicht thun, antwortete Julie, sie weiß, daß ich mich auf den Spaziergang schon den ganzen Tag gefreut habe, und will mir nun das Vergnügen nicht rauben. Aber ich halte es für meine Pflicht, ihr in ihren Geschäften beyzustehen, und mir lieber das Vergnügen des Spazierengehens zu versagen.

Das nenne ich Dienstfertigkeit! sprach Charlotte. Du bist ein liebes, gutes Mädchen, werth, daß dich deine Charlotte herzlich küßt.

Charlotte umarmte Julien, herzte und küßte sie. Ich gehe mit dir in den Garten, sprach sie, und helfe dir die Blumen be-

gießen, Gäten und Petersilie abschneiden. Wenn alles geschehen ist, gehen wir spazieren.

Julie war voll Freuden. Liebe Mutter, rief sie; ich werde mit Charlotten in den Garten gehen, und alles thun, wovon Sie gesprochen haben. Aber der Spaziergang? fragte die Mutter.

Das Nöthige geht voran! versetzte Julie, faßte Charlotten bey der Hand, und eilte mit ihr in den Garten.

Frau Ehrenfels sah freundlich ihren Mann an. Was sagst du zu Julien? sprach sie.

Was ich zu ihr sage? antwortete Herr Ehrenfels. Daß sie eine gute, liebe Tochter ist.

Und die Dienstfertigkeit selbst, sprach Frau Ehrenfels. Wenn sie nur jemanden gefällig seyn und einen Dienst erweisen kann, dann ist sie glücklich. Gerne bricht sie sich von ihrem Vergnügen ab, wenn sie nur

irgend jemanden einen Gefallen erweisen kann.

Das ist die wahre Dienstfertigkeit, versetzte Herr Ehrenfels. Wer nur dann dienstfertig ist, wenn es ihm keine Mühe kostet, und er selbst dabey nichts verliert, der macht sich seine Dienstfertigkeit sehr leicht und ist in dieser Tugend kein großer Held.

Beyde Aeltern freuten sich inniglich über das dienstfertige Wesen ihrer Tochter. Julie und Charlotte waren unterdeß im Garten fleißig. Nach einer halben Stunde war alles geschehen. Julie brachte der Mutter die gewünschte Petersilie, und erhielt von ihr ein freundliches Gesicht und einen freundlichen Dank.

Nun müssen wir uns tummeln, sprach Charlotte; wir haben hohe Zeit, wenn wir noch etwas von dem schönen, herrlichen Abend genießen wollen. Schnell, schnell, mein

Julchen! Nicht gezaudert! wir müssen davon fliegen! —

Beyde Mädchen hängten sich in den Arm, und hüpften davon. Ein Paar hundert Schritte hatten sie bereits zurückgelegt, als ihnen Moritz, Juliens Bruder, entgegen kam. Es ist gut, daß du kommst, liebe Julie! sagte Moritz, ich will dich — —

Jetzt halte uns der Herr nicht auf, sprach Charlotte in einem schalkhaften Tone, und wollte Julien fortreißen. Aber Julie sträubte sich und sagte: Warte nur ein klein wenig, liebe Charlotte, bis Moritz mir gesagt hat, was er von mir wolle.

Liebe Schwester, sprach nun Moritz, ich habe noch ein Stück Bindfaden zu meinem Drachen nöthig, ich weiß, du hast Bindfaden genug, du thätest mir einen großen Gefallen — —

Ey was Gefallen! rief die schalkhafte Charlotte. Der junge Herr muß uns jetzt den Gefallen thun, und uns ungeschoren lassen. Wir müssen jetzt spazierengehen. Es ist die höchste Zeit. Den Drachen kann der Herr morgen oder übermorgen fliegen lassen. Wir Mädchen haben überdem mit Drachen nichts zu schaffen.

Moritz stand da, und sah Julien mit ziemlich trübseligem Gesichte an.

Du sollst den Bindfaden bekommen, sprach Julie. Charlotte ist schon so gut, und wartet hier ein wenig auf mich.

Mit diesen Worten sprang Julie davon. In einer halben Viertelstunde war sie wieder da, und reichte Moritzen den verlangten Bindfaden. Dieser war darüber seelenvergnügt, dankte Julien mit Herzlichkeit, und eilte zu seinen Cameraden, die sich mit einem papiernen Drachen beschäftigten.

Sieh', liebe Charlotte, sprach Julie, wie seelenvergnügt nun Moritz ist; sollte mich das nicht freuen, daß ich die Ursache von seiner Freude bin?

Soll ich dir etwas sagen? fragte Charlotte.

Was hast du? versetzte Julie. Sprich frey heraus! —

Du bist ein herrliches, trefliches Mädchen! sprach Charlotte. Das muß ich dir jetzt sagen. Du bist die Gefälligkeit, die Dienstfertigkeit selbst. Die ganze Welt muß dich lieb haben. Du bist nicht mit Gold zu bezahlen.

Ich will hoffen, daß man mich nicht verkaufen wolle, versetzte Julie. Wir leben ja nicht unter den Negern in Afrika. — Du rühmst, liebe Charlotte, meine Dienstfertigkeit. Sollt' ich denn nicht dienstfertig seyn? Sind wir nicht darum auf der Welt, daß

wir einander helfen und dienen? Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich andern nicht gerne gefällig wäre. Und ist dieß meine Charlotte nicht noch mehr als ich? Weißt du noch, wie du vor einigen Wochen mir das moralische Unterhaltungsbuch für das weibliche Geschlecht, Iduna betitelt, sogleich schicktest, als du hörtest, daß ich es zu lesen wünschte. Ich erfuhr es bald darauf, daß du gerade selbst das Buch lasest.

Liebe Julie, versetzte Charlotte, so etwas ist kaum der Rede werth.

Und vor einem Monathe ungefähr, fuhr Julie fort, wie dienstfertig warst du gegen mich! Ich sollte mit meiner Mutter einen Besuch machen, und wünschte ein Blumenbouquet auf meinen Hut zu stecken. Das meinige sah abgenutzt aus. Ich schickte zu dir, und ließ mir dein Bouquet ausbitten. Der Dienstbothe brachte es mir, und er-

zählte, daß du gerade in das Bad gehen wolltest, und das Bouquet auch nöthig gehabt hättest. Du wärest aber gleich so gefällig gewesen, es von deinem Hute zu nehmen, und es mir zu schicken. Das nenn' ich mit Recht eine große, lobenswerthe Dienstfertigkeit.

Du hast eine solche Dienstfertigkeit tausend Mahl gegen mich bewiesen, versetzte Charlotte, mußte ich nicht einmahl dir auch eine kleine Gefälligkeit erweisen? Doch laß uns von andern Dingen sprechen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß wir beyde heute so sehr aufgelegt sind, einander ins Gesicht zu loben; das ist sonst unser Fehler nicht.

Beyde Mädchen schritten nun rasch fort. Eine halbe Stunde lang waren sie herum spaziert, als sie an einem Orte einen Zusammenlauf von Menschen bemerkten. Julie und Charlotte eilten auch hinzu. Sie fanden ei-

ne Frau, die ohnmächtig hingesunken war, und wie ohne Leben auf der Erde lag. Die Leute, die um sie standen, sagten, es habe sie der Schlag getroffen; sie sey, allem Anscheine nach, todt. Man beschloß, sie in das Haus zu tragen. Wenn nur ein Doctor da wäre! rief eine alte Frau.

Ich will gleich einen hohlen! rief Julie, und eilte davon.

Nach einer halben Viertelstunde kehrte sie mit dem Arzte ihrer Aeltern zurück. Er untersuchte den Zustand der unglücklichen Frau, und fand, daß sie nicht todt sey. Sogleich verordnete er verschiedene Mittel. Nach einer Stunde war die Frau wieder hergestellt.

Ihr Mann, dem man Nachricht davon gab, eilte herbey. Wie groß war seine Freude, als er seine Gattinn wieder hergestellt erblickte! Er dankte mit Herzlichkeit

dem Arzte, und den umstehenden Menschen, daß sie sich so menschenfreundlich gegen seine Frau benommen, und ihr beygestanden hätten.

Den größten Dank sind Sie der Ehrenfelsschen Julie schuldig, sagte eine Frau, die lief sogleich nach dem Herrn Doctor. Wäre dieser nicht schnell herbeygerufen worden, so wäre Ihre Frau vielleicht lange ohne ärztliche Hülfe geblieben, und wer weiß, wie die Sache dann abgelaufen wäre.

Julie war nicht mehr da. Aber der Mann der geretteten Frau ging noch diesen Tag zu ihr hin, und dankte ihr für ihre Dienstfertigkeit. Sie haben durch Ihre Dienstfertigkeit, sprach er zu Julien, vielleicht das Leben einer guten Frau, und das Glück einer ganzen Familie gerettet.

Julie wollte zwar den Dank des Mannes nicht annehmen, und sagte: sie habe

nichts mehr gethan, als was Pflicht eines jeden Menschen wäre, allein es that ihr innerlich doch sehr wohl, wenn sie dachte, daß sie durch ihre Dienstfertigkeit so viel genützt habe.

Allgemein liebte man Julien. Sie wuchs zu einer blühenden Jungfrau heran. Ein wackrer Mann aus einer großen Stadt heurathete sie. Sie blieb immer so dienstfertig, wie sie von Jugend auf gewesen war. Ihren Nachbaren, Freunden und Bekannten stand sie allezeit mit Rath und That treulich bey. Diejenigen, die von Juliens Wohnorte entfernt lebten, und sich verschiedenes daher kommen ließen, wandten sich nur an sie. Julie besorgte alle ihre Aufträge aufs pünktlichste. Daher hing jedermann mit großer Achtung und Liebe an ihr, und als sie starb, folgten ihr die Thränen

und der Dank vieler nach, denen sie Gefälligkeit erwiesen hatte. Oft hieß es unter ihren nahen und entfernten Freunden und Bekannten: Es fehlt uns unsre dienstfertige Julie! Gott lasse sie selig ruhen!

15.

Die ehrliche Faustine.

Herr Bienfeld war ein Kaufmann in der kleinen Stadt Roßfeld. Man zählte ihn unter die bravsten Männer der umliegenden Gegend. Aber bey seinem Handel war er nicht sehr glücklich. Mehrere Unglücksfälle brachten ihn fast ganz herab. Sein Vermögen war dahin, und er besaß nur noch zweyhundert Ducaten, die man ihm in einer benachbarten Stadt schuldig war.

Eines Tages begab sich Herr Bienfeld nach dieser Stadt, um die zweyhundert Du-

caten einzufordern. Erst spät Abends kehrte er noch zu den Seinigen zurück. Frau und Kinder kamen ihm freundlich entgegen; aber er selbst war nicht freundlich. Traurig setzte er sich nieder, stützte mit der Hand seinen Kopf, und sprach nur wenig.

Lieber Mann, sprach seine Frau, ich hoffte, du würdest heiter zu uns zurückkehren. Jetzt bist du so traurig. Ist dir auf dem Wege ein Unglück begegnet, oder hast du von deinen Schuldnern das verlangte Geld nicht erhalten?

Ach, ja! versetzte Herr Bienfeld. Sie haben alles ehrlich zurückgezahlt, aber ich wünschte, mein Geld wäre noch bey ihnen!

Ich verstehe dich nicht, mein lieber Mann, sprach Frau Bienfeld. Warum willst du mir die Ursache deines Unmuths nicht entdecken? Kann ich nicht helfen?

Nein, helfen kannst du nicht, antwortete Herr Bienfeld, aber mitbetrüben kannst du dich. — So höre denn: Das Geld, das ich heute eincassirte, ist dahin! die zweyhundert Ducaten sind verloren.

Um Gottes willen! rief Frau Bienfeld, und fing an zu weinen und zu jammern; auch Theodor und Emilie weinten, daß der Vater das Geld verloren habe.

Das Weinen und Jammern hilft zu nichts, sprach der Vater. Wir müssen vielmehr auf Mittel denken, es in der ganzen Gegend bekannt zu machen, daß der Finder des Geldes es mir bringe, und dafür eine gute Belohnung zu erwarten habe.

Ach, lieber Mann, rief Frau Bienfeld, wie kannst du hoffen, daß man dir das Geld zurückbringen werde. Der es gefunden hat, wird sich freuen, und sich wohl in Acht nehmen, es zurückzustellen.

Dann ist er kein ehrlicher Mensch, versetzte Herr Bienfeld.

Der ehrlichen Menschen gibt es in unsern Zeiten nicht viele, sprach Frau Bienfeld. Ja, wäre jedermann so ehrlich wie du, lieber Mann, dann bekämest du das Geld sicher zurück.

Nun wer weiß, ob mein Geld nicht eine ehrliche Seele gefunden hat, versetzte Herr Bienfeld. Die Ehrlichkeit ist ja von Gottes Welt noch nicht ganz verschwunden. Laß uns das Beste hoffen. Wir sind freylich unglücklich, recht unglücklich, wenn wir um dieses Geld kommen.

Hier fing Frau Bienfeld von neuem an, zu weinen, die Hände zu ringen und zu weinen. Ihr Mann tröstete sie, und schickte noch diesen Abend Bothen in alle Ortschaften, durch die er gekommen war, welche den Schulzen und Richtern die Anzeige

von dem verlornen Gelde thaten. Dem ehrlichen Finder wurde eine Belohnung von zwanzig Ducaten versprochen.

Die Nacht war für Herrn Bienfeld und seine Frau eine schlaflose Nacht. Am darauf folgenden Tage ritt jener nach der Stadt, wo er das Geld eincassirt hatte, und fragte in allen Dörfern und Flecken nach, ob niemand die zweyhundert Ducaten gefunden hätte. Aber niemand wollte etwas davon gehört haben.

Das Gerücht von Bienfelds Verlust verbreitete sich noch an diesem Tage auch in der Stadt Roßfeld.

Nachmittags wurde an Bienfelds Zimmer angeklopft. Es trat Faustine, ein Mädchen von sechzehn Jahren, herein. Sie war eine Waise, und lebte bisweilen kümmerlich. Von ihrer Mutter hatte sie verschiedene weibliche Arbeiten erlernt, durch die sie sich jetzt

nährte. Sie verfertigte Stickereyen und Hauben, die sie verkaufte und dadurch etwas zu verdienen suchte. Aus Herrn Bienfelds Gewölbe nahm sie gewöhnlich die Stoffe, die sie zu ihren Arbeiten nöthig hatte, und da sie oft nicht gleich zahlen konnte, so borgte er ihr gerne auf einige Monathe, besonders da er ihre Ehrlichkeit im Zahlen kannte.

Herr Bienfeld glaubte, daß Faustine um Waaren komme. Allein sie besuchte ihn in andrer Absicht. Sie sind unglücklich gewesen, Herr Bienfeld, sprach sie zu ihm, Sie haben, wie man in der Stadt spricht, zwey hundert Ducaten verloren, ich komme, Ihnen zu melden, daß das Geld gefunden worden ist.

Gefunden? rief Frau Bienfeld freudig aus. Die Kinder wiederhohlten das gefunden mehrmahls, und Herrn Bienfelds Angesicht heiterte sich auf.

Ich habe gestern, sprach Faustine, einen Gang nach Jägersdorf gemacht. Auf meinem Rückwege sah ich einen Beutel vor mir liegen; ich hob ihn auf, durchsuchte ihn, und fand darin zwey hundert Stück Kremnitzer. Nicht wahr, dieser Beutel ists?

Hier zog Faustine einen Geldbeutel hervor. Herr Bienfeld erkannte ihn sogleich. Ehrliche Seele! rief er aus, der Beutel gehört allerdings mir. Ihn habe ich gestern verloren!

Mir gehört er nicht, sagte Faustine, ich stelle ihn dem Besitzer zurück, so wie ich ihn gefunden habe, und freue mich, daß gerade ich die Finderinn gewesen bin.

Faustine übergab mit diesen Worten Herrn Bienfeld den Beutel.

Die Freude der ganzen Familie über das wiedergefundene Geld war groß. Frau Bienfeld umarmte Faustinen, und küßte sie. Die

Kinder weinten vor Freuden, und drängten sich an sie; Herr Bienfeld dankte ihr gerührt für die ehrliche Zurückstellung des Gefundenen, und wollte ihr die versprochene Belohnung geben. Nehmen Sie, liebe Faustine, sprach er, von dem Gelde, das Sie mir wiedergebracht haben, zwanzig Ducaten als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit an. Ehrlichkeit läßt sich freylich mit keinem Gelde lohnen; sie lohnet sich selbst durch ein frohes Bewußtseyn.

Faustine wurde zu Thränen gerührt. Herr Bienfeld, sprach sie, ich schätze mich glücklich, daß ich Ihnen und Ihrer Familie eine Freude machen konnte. Wenn ich die zwanzig Ducaten annehme, so bin ich belohnt, und kann mich dann nicht mehr so innig freuen. Ich bitte Sie, behalten Sie das Geld, mir aber lassen Sie die Freude,

Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben. Wollen Sie das?

Allein Herr Bienfeld war andrer Meinung. Er wußte, daß Faustine kein Vermögen habe; dem Finder des Geldes hatte er zwanzig Ducaten versprochen; als ehrlicher Mann mußte und wollte er sein Versprechen halten. Liebe Faustine, sprach er, Sie haben zu Ihren Arbeiten oft Geld nöthig. Nehmen Sie die zwanzig Ducaten als einen Vorschuß; sind Sie einmahl wohlhabend und ich arm, so zahlen Sie mir diese Schuld zurück.

Faustine mußte sich endlich entschließen, das Geld anzunehmen. Herr Bienfeld lud sie für den Mittag zu Tische und erwies ihr mit seiner Frau und Kindern viele Achtung und Zuneigung. Herr Walther, ein fremder Kaufmann, von acht und zwanzig Jahren und liebenswürdigen Sitten, speiste mit.

Ihm gefiel Faustine sehr. Als sie nach Hause gegangen war, erzählte Herr Bienfeld seinem Gaste das Vorgefallene mit den zweyhundert Ducaten, und erzählte viel Schönes von Faustinens Ehrlichkeit, unter andern auch folgendes:

Faustine hatte von einem Kaufmanne für zwanzig Thaler Spitzen gekauft, die sie nicht gleich bezahlte. Einige Tage darauf wird der Kaufmann vom Schlage getroffen und stirbt. Unter seinen vielen Geschäften hatte er vergessen, Faustinens Schuld in seine Bücher einzutragen. Nach einigen Wochen erscheint Faustine bey dem Sohne des Verstorbenen, und bringt ihm die zwanzig Thaler. Er schlägt in den Büchern seines Vaters nach, und da er Faustinens Schuld nirgends aufgezeichnet findet, will er das Geld nicht annehmen. Allein Faustine betheuert, sie sey es schuldig, zählt es auf, und em-

pfiehlt sich. — Ihre Ehrlichkeit ist in unsrer Stadt fast zum Sprichworte geworden. Jedermann achtet und liebt sie.

Nicht ohne Theilnahme hörte Herr Walther dieß alles an. Er bekam Vertrauen und Zuneigung zu Faustinen. Nach zwey Jahren heurathete er sie. Es ging ihr nun, da Herr Walther wohlhabend war, besser als bisher. Sie konnte bequemer und angenehmer leben. An der Bienenfeldschen Familie hing sie immerfort mit großer Liebe. Als sie vernahm, daß Emilie Bienfeld heurathete, schickte sie ihr als Hochzeitsgeschenk zwanzig Ducaten, und trug auf diese Weise, als ehrliche Frau, eine alte Schuld ab. Sie lebte ein heitres, glückliches Leben.

16.

Die eitle Aurelie.

Sieh' einmahl, Hannchen, ob mein Kopf ganz in Richtigkeit ist? sprach Aurelie, die vor dem Spiegel stand und sich putzte. Die hintere Haare liegen doch gut? Daß mir ja kein einziges Härchen unordentlich liege! Was sagst du zu meinem neuen Schmiesel? Gefällt dir die Stickerey, gefallen dir die Spitzen daran? Mein neues, lillafarbnes Kleid hast du doch gesehen? Ich hatte es gestern zum ersten Mahle an. Schöner scheint es mir doch, als das neue Kleid der Emilie. Karo-

linchen hat dir doch ihren Fächer gezeigt? Sieh' einmahl meinen an. Ich hab' ihn gerade aus Wien bekommen. Er ist recht nett und jetzt ganz in der Mode. Ich glaube, ich werde die erste in dieser Gegend seyn, die einen solchen Fächer hat. Was glaubst du, soll ich die großen Ohrringe nehmen, die mit den Opalen?

Ich weiß nicht, was du treibst, Aurelie, sprach Hannchen, dir steckt nichts als der Putz im Kopfe. Warum willst du dich denn heute so sehr schmücken? Wir gehen ja auf keinen Ball, in keine Assemblee, an keinen Hof! Wir sind zu Emilien eingeladen, um in dem Garten ihres Vaters uns zu belustigen. Da braucht man allenfalls reinlich und ordentlich angezogen, aber nicht geputzt zu seyn.

Ich bin aber recht gern hübsch gekleidet, versetzte Aurelie, man wird noch Ein

Mahl so stark besehen, wenn man schmuck angezogen ist. Und wer weiß, wer bey Emilien ist. Es wäre mir äußerst fatal, wenn die Caroline schöner gekleidet wäre als ich.

Du bist ein eitles Närrchen, sprach Hannchen: wenn du nur an der Toilette sitzen, und dich schmücken kannst, dann bist du schon glücklich!

Gesteh' es nur Hannchen, versetzte Aurelie, auch du bist gerne hübsch angezogen, und ein schönes Kleid macht dir gewiß auch große Freude.

Ich kann es nicht läugnen, antwortete Hannchen, aber ich lege kein gar so großes Gewicht darauf, als du. Man kann auf einen schmucken Anzug etwas halten, aber man muß darein nicht einen übertriebenen Werth setzen; man soll darauf sehen, daß man durch sein Aeußerliches nicht mißfällt, aber zu viel, vielleicht einzig und allein auf das Aeußere

sehen, taugt auch nicht; reinlich, ordentlich, nett sollte sich jedes Mädchen kleiden, aber deßhalb muß es nicht gleich eitel seyn.

Du sprichst ja wie ein Buch, sagte Aurelie: höre, Hannchen, du mußt einmahl eine Schriftstellerinn werden.

Dann werde ich vor allen andern, versetzte Hannchen, ein eitles Mädchen beschreiben; und ich weiß schon, wen ich mir dabey denken werde.

Gottlose Hanne! rief Aurelie, und gab lächelnd Hannchen einen Schlag mit dem Fächer. — Aber laß uns eilen, damit wir zur rechten Zeit bey Emilien sind.

Dein langes Putzen hat uns schon eine halbe Stunde lang aufgehalten, sprach Hannchen. Wir hätten längst bey Emilien seyn sollen. Die wird mißvergnügt seyn, daß wir so spät kommen. Aber so geht es; Ei-

telkeit ist gewöhnlich eine große Zeitverschwenderinn.

Die beyden Mädchen gingen nun fort. Aurelie trat stolz auf wie ein Pfau. Man konnt' es ihr deutlich anmerken, welch' ein großes Gewicht sie auf ihren Anzug und auf ihr ganzes Aeußere lege. Es begegneten ihr mehrere ärmere Mädchen. Sie blickte sie kaum an. Lächelnd gingen diese bey ihr vorbey, und sagten, so laut, daß Aurelie es hören konnte: Da sehe man die stolze Phantastin! sie glaubt, sie sey die Schönheit selbst!

Diese Worte standen Aurelien nicht an. Sie that indeß so, als hätte sie dieselben nicht gehört, wurde aber ganz still, und sprach kein Wort.

Hannchen und Aurelie kamen in dem Garten an, wohin sie von Emilien eingeladen waren. Diese war aber nicht mehr hier. Sie hätte, hieß es, lange auf Hannchen und

Aurelien gewartet, da sie aber nicht gekommen wären, sey sie mit einigen Freundinnen und ihrem Vater in ein nahes Wäldchen gegangen; sie würde aber wohl bald zurückkommen.

Für Aurelie war dieß ein verdrießlicher Umstand. Sie hatte sich schon so sehr darauf gefreut, wie sehr man sie besehen, und ihren schönen Anzug bewundern würde. Jetzt war sie bloß von Bäumen umringt, und die Bäume waren, leider! blind für alle die Schönheiten, die sie in und an sich zu vereinigen glaubte. Sie spazierte mit Hannchen in dem Garten herum. Um ihr Mißvergnügen zu vergrößern, mußte sich es treffen, daß sie mit ihren neuen gestickten Schuhen in einen Sumpf trat, und sich beschmutzte. Sie wollte sie reinigen, und trat in ein Gebüsch, um hier Gras abzupflücken. Unglücklicher Weise blieb sie hier mit ihrem Schlepp-

kleide hängen, und riß sich ein Loch. Diese Unfälle waren hinreichend, sie in eine sehr üble Gemüthsstimmung zu versetzen.

Nach einer halben Stunde kam Emilie aus dem Wäldchen zurück. Nun wurde Aurelie etwas heiterer. Es versammelten sich noch mehrere junge Leute in dem Garten, und unterhielten sich auf verschiedene Weise. Aurelie hatte immer etwas an ihrem Anzuge zu verbessern, und legte es augenscheinlich darauf an, die Augen der andern auf sich zu ziehen.

Dieß eitle Benehmen entging den übrigen nicht. Einige lächelten darüber, andere ärgerten sich über Aureliens Eitelkeit. Dieß blieb von ihr nicht unbemerkt, und brachte sie in einige Verlegenheit.

Bald hatte Aurelie ihre gute Laune ganz verloren. Man vernachläßigte sie offenbar. Mit Hannchen sprach jedermann; mit Emi-

lien, mit Carolinen und den übrigen auch. Nur Aurelie saß wie verlassen da. Aber sie selbst war Schuld daran. Denn theils hatte sie sich von der frühesten Jugend auf gewöhnt, nur von Kleidern, Putz und dergleichen Dingen mehr zu sprechen, und war als Gesellschafterinn auf diese Weise sehr fade; theils benahm sie sich mit einer so lächerlichen, abgeschmackten Eitelkeit, daß sie dadurch alles von sich entfernte.

Aurelie wollte glänzen, und wurde nicht beobachtet, sie wollte sich in der Gesellschaft vergnügen, und war dafür voll Mißmuth. Die üble Laune nahm ihre ganze Seele ein; sie wünschte sich weg aus dieser unartigen, abscheulichen Gesellschaft, wie sie sich ausdrückte, und begab sich auch bald nach Hause. Die eitle Thörinn! hätte sie nicht so ungereimte Ansprüche gemacht, so wäre man

ihr artiger begegnet. Eitle Menschen sind nirgends wohl gelitten.

Auch als Aurelie älter war, machte sie sich durch ihr eitles Wesen lächerlich und verhaßt. Um ihrer zu spotten, hängte man oft in dem Zimmer, in welchem sie sich gerade befand, mehrere Spiegel auf. Denn es war allgemein bekannt, daß sie nichts lieber thue, als sich im Spiegel betrachte. Aber in diesen Spiegeln sah sie auch, zu ihrem Verdrusse, gar oft, was hinter ihrem Rücken vorging, daß man nehmlich auf verschiedene Weise ihrer kindischen Eitelkeit spotte.

Aurelie heurathete einen Kaufmann, der in seinem Fache viele Kenntnisse besaß, aber nicht vermögend war. Es zweifelte indeß niemand daran, daß er durch seine Thätigkeit und Geschicklichkeit sich bald emporarbeiten und einiges Vermögen erwerben würde,

wenn nur seine Frau die Kunst verstände, das Erworbene zu Rathe zu halten.

Allein diese Kunst verstand Aurelie nicht. Sie sah, daß mehrere Kaufmannsfrauen grossen Aufwand machten, und auf ihren Anzug viel verwendeten. Es sind alte, runzlichte Gesichter, sprach Aurelie zu ihrem Manne, und doch machen sie einen Staat, wie wenn sie die ersten Schönheiten des Landes wären. Ich könnte dieses wohl mit grösserem Rechte thun. Bey mir würde wenigstens ein schönes Kleid und mein Gesicht nicht so grell abstechen!

Die eitle Thörinn quälte ihren Mann so lange, bis er die Wünsche ihrer Eitelkeit befriedigte, und ihr mehrere kostbare Kleider machen ließ, ihr eine niedliche goldne Uhr und einen Brillianten-Ring kaufte.

Wer war nun glücklicher als Aurelie! Sie trug mit aller Absicht ihre Schönheiten

zur Schau, und, stolz auf ihre kostbaren Kleider und ihr hübsches Gesicht, sah sie selbst auf die wohlhabenden Frauen der Stadt herab. Diese wurden darüber unwillig, und sprachen unfreundlich von Aurelien, nannten sie eine eitle Närrinn, ein Zieräffchen, ein stolzes Gänschen u. s. w.

Aureliens Mann litt auch darunter. Jetzt, da dieß eitle Weib sich zeigen konnte, wünschte sie nur immer in Gesellschaft zu seyn, vernachläßigte die häusliche Geschäfte, und schadete ihrem Hauswesen dadurch sehr. Die Vernünftigen der Stadt sahen voraus, daß Aureliens Mann, der Spanau hieß, durch sein Weib zu Grunde gerichtet werden müsse; sie entzogen ihm fast allen Credit, und borgten ihm wenig. Auf diese Weise geriethen seine kaufmännischen Geschäfte in große Unordnung. Er sah sich gezwungen, auswärts Schulden zu machen.

Zwey Jahre lang trieb Spanau seine Geschäfte fort. Jetzt erfuhren seine auswärtigen Gläubiger, in welchen Umständen er sich befinde. Sie forderten ihre Gelder zurück. Er konnte nicht zahlen. Die Sache wurde gerichtlich betrieben, und dem unglücklichen Manne so wie seinem eitlen Weibe alles weggenommen und verkauft, damit durch das gelöste Geld die Schulden, wenigstens zum Theil, getilgt würden.

Spanau starb nach wenigen Jahren. Ihn bedauerte man und schrieb die Schuld seiner Verarmung ganz auf die Eitelkeit seiner Frau. Aurelie lebte in Verachtung noch zwanzig Jahre.

17.

Die eigensinnige Thusnelda.

Lieber, goldner Vater! rief die kleine Thusnelda, während sie in das Wohnzimmer gesprungen kam. Ein Junge hat draußen allerliebste Vögel zu verkaufen, Zeisige, Stieglitzen und Dompfaffen. Bitte, bitte, lieber Vater, einen Vogel für Thusnelda!

Mein Kind, versetzte lächelnd der Vater, wir haben keinen rechten Platz für einen Vogel im Zimmer. Auch habe ich keine Zeit, mich mit der Wartung desselben abzugeben.

Ich will ihn schon füttern, rief Thusnelda, er soll gute Tage bey mir haben!

Ich kenne dich, mein Kind, erwiderte der Vater: ein Paar Tage lang wird dir der Vogel Freude machen, dann wird er dir gleichgültig werden, du wirst dich um ihn wenig bekümmern, und das arme Thier verhungern lassen.

Ich muß einen von den Vögeln haben! sprach Thusnelda, und fing an zu weinen. Der Vater, um nur Ruhe zu haben, ging hinaus, kaufte einen Vogel, und übergab denselben der Tochter mit den Worten: Da, du kleiner Eigensinn!

Thusnelda's Thränen verwandelten sich in laute Freude. Sie sprang in eine Kammer, wo ein Käfich stand, brachte ihn herein, und steckte den Vogel darein. Es war ein allerliebstes Thierchen. Der Unterleib war saffrangelb und machte Thusnelden großes Vergnügen. Munter hüpfte das Vögelchen im Bauer auf und ab; Thusnelde konnte sich

daran nicht satt sehen. Allen im Hause rief sie die freudige Nachricht zu, daß sie einen schönen Zeisig habe.

Sie kaufte sich Hanfkörner, zerdrückte sie, und setzte sie dem Vogel vor. Er ließ sich dieß delicate Gericht wohl schmecken.

Meine Tochter, sprach der Vater, wenn du dem Vogel lauter Hanfkörner zu fressen gibst, so wird er dir nicht lange gesund bleiben. Dieses Futter ist zu fett für ihn, es muß mit andern Körnern vermischt werden.

Aber Thusnelda glaubte, der Hanfsamen schmecke dem Zeisig allzugut, und war eigensinnig genug, den Rath des Vaters nicht zu befolgen. Doch es währte nicht lange, so war der Vogel nicht mehr so munter. Er setzte sich auf das untere Hölzchen im Bauer, und blieb Stunden lang auf einer und derselben Stelle sitzen. Auch sträubte er seine

Federn empor, und zog sich zusammen, wie wenn es ihm kalt wäre.

Von nun an machte der Zeisig Thusnelden keinen Spaß mehr. Er sieht gar nicht schön mehr aus, sprach sie, und bekümmerte sich wenig um ihn.

Das bemerkte der Vater. Ich habe es vorausgesagt, sprach er, daß du den Vogel vernachläßigen werdest. Lasse ich ihn noch ferner in deinen Händen, so muß er umkommen. Ich will ihn Nachbars Carln schenken, der weiß besser, wie man mit solchen Thieren umgehen muß; der wird ihn bald curiren.

Nun lag Thusnelden wirklich nicht mehr viel an dem Vogel. Aber ihr eigensinniges Köpfchen wollte es nicht zugeben, daß Carl ihn bekomme. Laß mir den Vogel, sprach sie zu dem Vater, er gehört ein mahl mein. Stirbt er, so soll er bey mir sterben.

Du Thörinn! versetzte der Vater, ich will, daß der Vogel nicht sterbe, und darum soll ihn Carl erhalten.

Bey diesen Worten fing Thusnelda an zu weinen. Der Vater befahl ihr, aus dem Zimmer zu gehen, oder still zu seyn. Nun jammerte sie erst recht laut. Das Zimmer wollte sie durchaus nicht verlassen, den Vogel schlechterdings nicht hergeben. Was ihr auch immer der Vater vorstellen mochte, sie bestand auf ihrem eigensinnigen Köpfchen. Endlich würde denn doch der Vater Gewalt gebraucht haben; aber zu Thusneldens Glück kam ein Besuch. Der Vater hieß sie gehen, und sie behielt den Vogel, mit dem sie sich in die Kammer schlich.

Es war eine Tante, die Herrn Olbert — so hieß Thusneldens Vater — besuchte. Sie wünschte, auch seine Tochter zu sehen und zu sprechen. Herr Olbert ging

daher in die Kammer, und rief Thusnelden in das Zimmer. Deine Groß-Tante will mit dir sprechen, sagte er, komme schnell, und betrage dich artig gegen sie.

Ach, rief Thusnelda, ich muß jetzt den Vogel füttern und das Bauer reinigen. Ich habe keine Lust, mit der Groß-Tante zu sprechen.

Unartiges, eigensinniges Kind, versetzte der Vater. Gleich laß alles stehn und liegen, und folge mir ins Zimmer, sonst —

Thusnelda fing an zu weinen, und weigerte sich, dem Vater zu gehorchen. Als er sie bey der Hand faßte, schrie sie laut auf, und stampfte mit den Füßen, wie ein kleines Trampelthier.

Endlich mußte sie sich bequemen, ins Zimmer zu kommen. Die Tante redete sie freundlich an. Aber Thusnelda weinte fort,

machte ein verdrießliches Gesicht, und wollte die Tante nicht einmahl ansehen.

Artig, Thusnelda! sprach der Vater; mache der Groß-Tante eine Verbeugung und küß' ihr schön die Hand.

Aber das eigensinnige Mädchen wollte keines von beyden thun. Die Tante bemühte sich, sie freundlicher zu machen; allein Thusnelda blieb trotzig. Der Vater wünschte, daß sie der Tante den Vers hersagen sollte, den sie den Tag vorher gelernt hatte; aber daran war nicht zu denken; Thusnelda, das Trotzköpfchen, blieb stumm wie ein Fisch, und finster im Gesichte wie ein Schuhu.

Den Vater verdroß dieses unartige Betragen der eigensinnigen Tochter sehr. Als die Tante fortgegangen war, nahm er Thusnelden bey der Hand, führte sie in die Kammer, und sagte: Du bist das eigensinnigste Geschöpf von der Welt; selten folgst du dei-

nem Vater; immer soll es nur nach deinem Kopfe gehen; ich muß mich deiner schämen; bleibe hier in der Kammer, damit ich dich nicht sehe, und mich über dich betrübe.

Thusnelda fing an zu schreyen, und wollte durchaus nicht in der Kammer bleiben. Allein der Vater schlug die Thüre zu, und verschloß sie. Das eigensinnige Mädchen schrie fort, und wollte aus der Kammer gelassen werden. Aber Herr Olbert hörte nicht auf sie.

Nach einer Stunde kehrte die Mutter zurück, die über Land gewesen war, und ließ sich von ihrem Manne erzählen, wie unartig und eigensinnig Thusnelda sich abermahls betragen habe. Er öffnete jetzt die Kammerthüre, und rief den kleinen Trotzkopf ins Zimmer.

Aber Thusnelda that so als höre sie es nicht, und blieb in der Kammer. Wenn du trotzen willst, so trotze, sprach der Vater,

schloß die Thüre von neuem zu, und entfernte sich.

Als Thusnelda sah, daß der Vater Ernst anwende, kam sie an die Kammerthüre, und bath, man möchte sie in die Stube lassen. Allein es war zu spät. Die Eigensinnige sollte bestraft werden.

Es war Mittag, und man setzte sich zu Tische. Thusnelda hatte großen Hunger. Sie bath, man möchte ihr zu essen geben. Aber man antwortete ihr nicht. Sie fing an zu weinen, aber man kehrte sich daran nicht, kurz, Thusnelda mußte bis Abends in der Kammer hungern, dadurch wurde sie so zahm und kirre, daß sie, als man sie wieder in das Zimmer ließ, den Aeltern weinend die Hand küßte, und demüthig um Vergebung bath.

Sieh', meine Tochter, sprach der Vater, so etwas kommt aus dem Eigensinne

heraus. Trotz wird oft mit Trotz bestraft. Wann es dir heute übel ergangen ist, so ist niemand daran Schuld, als du selbst. Dein häßlicher Eigensinn hat dir einen bösen Streich gespielt.

Thusnelda weinte lange fort. Aber ihre Thränen waren nicht sowohl Thränen des Verdrusses, als vielmehr Thränen der Reue.

Nach zwey Tagen sah sie ihren Zeisig auf dem Boden liegen. Er war todt. Sie zeigte ihn dem Vater. Das arme Thierchen! sprach dieser, es wäre vielleicht noch munter und gesund, wenn du es nicht durch deinen Eigensinn getödtet hättest. Eigensinnig fuhrest du fort, es mit dem zu fetten Hanfsamen zu füttern; eigensinnig beharrtest du drauf, es zu behalten, als es noch gerettet werden konnte, wenn ich es Nachbars Carln gab. Der böse, häßliche Eigensinn! —

Schade, daß dieser böse, häßliche Eigensinn Thusnelden so sehr entstellte! Sie wäre sonst ein liebes, gutes Mädchen gewesen. Durch ihr eigensinniges Wesen scheuchte sie alles von sich zurück; niemand ging gerne mit ihr um, und selten ging es in einer Gesellschaft ruhig zu, in welcher sich auch Thusnelda befand. Ihr Gesicht war regelmäßig und hübsch. Allein durch ihr öfteres Trotzen wurde es häufig entstellt, und verlor nach und nach vieles von seiner Schönheit.

An einem Sonntage war Thusnelda, als sie bereits in ihrem vierzehnten Jahre stand, in eine große Gesellschaft von Mädchen geladen. Sie versprach sich darin viel Vergnügen, und ging mit Freuden hin. In einem schönen großen Garten versammelten sich gegen zwanzig Mädchen. Es wurde ein Spiel vorgeschlagen. Alle waren damit zufrieden, nur Thusnelda nicht. Sie wollte,

man sollte ein Spiel spielen, das sie vorschlug. Man machte ihr dagegen die Einwendung, daß dasselbe zu wild sey, und sich mehr für Knaben als für Mädchen schicke. Allein Thusnelda bestand eigensinnig auf ihrem Kopfe, und erklärte, daß, wenn man nicht ihr Spiel vornehme, sie nicht mitspielen wolle.

Dagegen können wir nichts einwenden, sprachen einige von der Gesellschaft. Jeder Mensch hat seinen freyen Willen.

Die Mädchen fingen nun an, das zuerst vorgeschlagene Spiel zu spielen.

Thusnelden verdroß dieß sehr. Sie wollte durchaus nicht mitspielen. Einige bathen sie, doch nicht so eigensinnig zu seyn, da sie aber sahen, daß Thusnelda, je mehr gute Worte man ihr gab, desto trotziger auf ihrem Entschlusse beharrte, ließen sie sie stehen, und niemand bekümmerte sich weiter

um sie. Dieß schmerzte sie tief. Nur mit Mühe konnte sie die Thränen zurückhalten, die sich, aus Verdruß, in ihr Auge drängten. Die andern Mädchen unterhielten sich treflich; die eigensinnige Thusnelda aber empfand gar keine Freude. Das machte ihr böser Eigensinn.

Den darauf folgenden Sonntag war abermahls bey einer Bekannten von Thusnelda große Mädchengesellschaft. Da man befürchtete, Thusnelda würde durch ihren Eigensinn das Vergnügen wieder stören, so lud man sie nicht ein; worüber sie sich nicht zufrieden geben konnte. Als Thusnelda selbst bald darauf Gesellschaft gab, erschienen nur wenige von den Mädchen, die sie eingeladen hatte.

Solche unangenehme Vorfälle machten Thusnelden auf ihr eigensinniges Wesen auf-

merksam. Sie bemühte sich, es abzulegen, und wurde nachgiebiger, milder und sanfter. Jetzt erst war sie ein liebenswürdiges Mädchen. Jedermann war ihr gut, und sie selbst konnte sich mehr achten als sonst.

18.

Eigenliebe.

Eines Tages kam Mienchen zu ihrer Mutter und klagte ihr, daß man ihr Unrecht thue. Man sagt, sprach sie, daß ich viel Eigenliebe besäße. Ist denn das nur wahr, liebe Mutter?

Die Mutter lächelte zwar, machte aber dabey doch auch ein so ernstes Gesicht, daß Mienchen es ihr wohl ansah, daß sie den Leuten, die der Tochter den Vorwurf der Eigenliebe machten, nicht unrecht gebe.

Liebe Tochter, sagte nach einer Weile die Mutter, die Menschen urtheilen über an-

dere oft ungerecht; das muß man sich schon bisweilen gefallen lassen. Sagt uns unser Herz, daß wir besser sind, als andere glauben, so können wir uns bey ungerechten Urtheilen, die über uns gefällt werden, leicht beruhigen.

Also du glaubst auch, liebe Mutter, daß mir Unrecht geschieht? fragte Minchen.

Die Mutter lächelte. Das will ich damit nicht gesagt haben, sprach sie. Merke nur auf dich, meine Tochter, vielleicht ertappst du dich zuweilen auf dem Fehler, der dir beygelegt wird.

Den Tag darauf sollte Minchen mit ihren Geschwistern jemanden besuchen. Sie putzte sich ein Paar Stunden lang. Auf ihre Schwestern nahm sie gar keine Rücksicht, und wünschte, daß auch die Mutter sich nur mit ihr abgebe.

Liebe Tochter, sprach die Mutter, Carolinchen und Julchen wollen auch angezogen seyn. Ihnen muß ich auch helfen.

Ach, Caroline und Julchen! rief Minchen, was dürfen die sich so putzen! Sie sind ja noch nicht so groß als ich. So kleine Mädchen übersieht man in jeder Gesellschaft.

Ey, ey, die große Mamsel! versetzte die Mutter. Sollte man doch glauben, sie habe bereits ihre achtzehn, zwanzig Jahre. Ein elfjähriges Jüngferchen sollte doch noch etwas bescheiden seyn.

Minchen nahm diese Worte der Mutter übel. Wenn ich nun unordentlich aussehe, rief sie, und die Leute weisen dann mit Fingern auf mich, so bin ich nicht Schuld daran.

Minchen! Minchen! erwiderte die Mutter; du hast eine sehr hohe Meinung von dir. Du glaubst, die ganze Welt sehe auf dich — die Leute, über deren Urtheil du

dich gestern beklagt hast, scheinen nicht ganz unrecht zu haben. Du liebst dich wirklich ein wenig zu sehr, oder mit andern Worten, du hast viel Eigenliebe.

Nach einer Stunde ging die Mutter mit ihren drey Töchtern zum Besuche. Sie wurde mit großer Artigkeit empfangen. In dem Zimmer, wo man sich befand, stand ein schönes Forte Piano. Minchen und Julchen spielten nicht übel, doch die letztere fast noch besser als jene. Sie wurden beyde aufgefordert, der Gesellschaft etwas vorzuspielen.

Minchen setzte sich sogleich an das Instrument, und spielte. Man lobte sie. Das that ihr sehr wohl. Julchen wünschte auch zu spielen, aber Minchen ließ sie nicht dazu. Du kleines Ding mußt dich gar nicht hören lassen, sagte sie zu ihr, und that so, als verstehe nur sie die Kunst zu spielen.

Endlich mußte Minchen ihrer Schwester doch Platz machen. Ihre Mutter rief sie zu sich, und sagte leise zu ihr: Mein Kind, es war nicht fein von dir, daß du Julchen nicht auch spielen lassen wolltest. Das war wieder eine Folge deiner Eigenliebe, die dich glauben macht, dein Spiel könne nicht übertroffen werden.

Julchen spielte sehr gut. Die ganze Gesellschaft, in der sich auch eine reiche Gräfinn befand, lobte sie — lobte sie noch mehr als ihre Schwester Minchen. Diese empfand dieß sehr übel. Man sah es ihr deutlich an, daß sie sich darüber ärgere. Das machte wieder ihre Eigenliebe.

Minchen sollte noch stärker an ihrer Eigenliebe gekränkt werden. Von der Gräfinn waren auch zwey junge Töchter in der Gesellschaft. Diese hielten sich ganz an Carolinchen und Julchen, und schienen Minchen

ganz zu übersehen, und da diese, unwillig darüber, sich unter die Erwachsenen mischte, so luden sie dieselbe auch nicht zu dem Spiele ein, das sie anfingen.

Dieß empfand Minchen sehr übel. Verdrießlich blickte sie bisweilen nach den Spielenden hin, und konnte es ihren Schwestern nicht verzeihen, daß auch diese auf sie keine Rücksicht nahmen.

Indeß hatte doch Minchen einige Entschädigung dafür. Die reiche Gräfinn sprach einige freundliche Worte zu ihr, wodurch sich das eitle Mädchen sehr geschmeichelt fand. Jetzt sah sie sich nach den Spielenden nicht mehr um; denn sie glaubte sich über sie weit erhaben.

Als die Mutter mit den Töchtern nach Hause kam, fragte sie dieselben, wie sie sich unterhalten hätten. Carolinchen und Julchen versicherten, schon lange nicht so froh

gewesen zu seyn. Minchen bemerkte, nicht ohne Stolz, daß sie das Vergnügen genossen habe, von der liebenswürdigen Gräfinn aufs beste unterhalten zu werden.

Die Mutter lächelte über die Tochter voll Eigenliebe. Mein Kind, sprach sie zu ihr, ich habe bemerkt, daß dir in der Gesellschaft manches nicht angenehm war. Daß Julchen spielte, daß ihr Spiel noch mehr gelobt wurde als das deinige, daß endlich die jungen Gräfinnen dich vernachläßigten, dieß alles ärgerte dich innerlich so sehr, daß man es dir auch äußerlich deutlich anmerken konnte. Du wünschtest, die Gesellschaft sollte nur dich hören, nur dein Spiel loben, nur dich bemerken und auszeichnen. Weißt du, was dir diese Wünsche eingegeben hat? — Deine leidige Eigenliebe.

Minchen wollte sich entschuldigen, aber die Mutter überführte sie, daß sie nur auf

sich sehe, an andern keinen großen Antheil nehme, mehr von sich halte als recht und billig wäre, kurz, daß sie voll Eigenliebe sey.

Minchens Eigenliebe wurde oft gekränkt, und sie fühlte sich dann immer unglücklich, so wie von der andern Seite manche durch ihre Eigenliebe beleidigt wurden. Denn das liegt in der Natur dieses Fehlers, daß der, dem er eigen ist, durch denselben oft eben so sehr gekränkt wird, als andere. Ueberdieß macht er den Menschen unfähig, im Schönen und Guten ungehindert fortzuschreiten.

Eines Sonntags ging Minchen mit ihren Schwestern und vielen Mädchen in einen öffentlichen Garten, wo sich an Sonn- und Festtagen viele Menschen zu versammeln pflegten. Sie erzählte, was sie bereits oft gethan hatte, viel von der obenerwähnten Gräfinn und wie freundlich dieselbe gegen sie

gewesen sey. Minchen that so, als sey sie seit jenem Tage die Vertraute der Gräfinn.

Es währte nicht lange, so kam die Gräfinn mit ihren Töchtern den Mädchen entgegen. Minchen eilte sogleich zu ihr, und küßte ihr die Hand.

Die Gräfinn sah sie forschend an. Ich kenne das Kind nicht, sprach sie laut, und Minchen wurde im ganzen Gesichte roth und konnte kein Wort vorbringen. Da aber die Töchter der Gräfinn Carolinchen und Julchen erblickten, gingen sie freundlich zu ihnen und küßten sie. Die alte Gräfinn wendete sich von Minchen schnell weg und nach ihren Schwestern hin. Da sie sah, daß ihre Töchter mit Carolinchen und Julchen so vertraulich thaten, redete sie diese freundlich an, und that sehr verbindlich gegen sie. Minchen wurde kaum bemerkt.

Nie war bis dahin Minchens Eigenliebe so stark gekränkt worden; sie war ganz verwirrt; was sie sprach, sprach sie mit größter Verworrenheit, und nie erwähnte sie der Gräfinn wieder.

Durch viele unangenehme Vorfälle, welche ihr die Eigenliebe zuzog, ging Minchen in sich; wurde auf diesen Fehler mehr aufmerksam, und bekämpfte ihn endlich glücklich. Sie nahm nun mehr auf andere Rücksicht, bekümmerte sich mehr um fremdes Wohl und Weh, und fühlte sich jetzt froher und glücklicher als sonst.

19.

Enthaltsamkeit.

Die ganze Stadt, in der Herr Lobenau, ein Juwelenhändler, lebte, hielt ihn für einen wohlhabenden, ein großer Theil der Einwohner für einen sehr reichen Mann. So viel Geld besaß er freylich nicht, als viele glaubten, aber für einen vermögenden Mann konnte er immer gelten.

Von vier Kindern war dem Herrn Lobenau nur eine Tochter am Leben geblieben, die Pauline hieß. Die drey übrigen starben schon in einem zarten Alter, zwey an

einem bösartigen Scharlachfieber, das dritte weil es sich nach glücklich überstandenen Masern zu bald einer kühlen Zugluft aussetzte.

Pauline war nun die einzige Freude ihrer Aeltern, die sie gut zu erziehen suchten. Sie besaß schöne Anlagen, viel Gutmüthigkeit, und wäre einmahl recht glücklich geworden, wenn sie nicht eine Schwachheit gehabt hätte, durch die sie unglücklich gemacht wurde.

Paulinens Schwachheit bestand darin. Sie sehnte sich oft nach Dingen, die ihr schädlich werden konnten, und hatte nicht so viel Kraft, sich diese Dinge zu versagen, wenn sie dieselben nur erhalten konnte. Sah sie etwas, was ihren Gaumen kitzelte, so suchte sie es auf alle mögliche Weise zu bekommen. Die Vorstellungen, daß vieles, was dem Gaumen wohl schmeckt, den Magen

verderbe und krank mache, fruchteten bey Paulinen gewöhnlich nichts. Mehrmahls hatte sie dadurch ihrer Gesundheit geschadet, und eine Zeitlang krank danieder liegen müssen. Der Arzt verboth ihr, das Fenster zu öffnen, weil sie sich leicht verkälten, und dadurch ihr Uebel verschlimmern könnte. Aber Pauline achtete auf sein Verboth nicht: So oft es ihr warm war, konnte sie sich nicht enthalten, das Fenster etwas zu öffnen, und sich abzukühlen. Weil dieß nicht gleich die Folgen hervorbrachte, die der Arzt angedroht hatte, so glaubte sie, diese Folgen würden nie eintreten. Sie fuhr daher fort, gegen das Verboth des Arztes zu sündigen, bis sie sich etwas stärker erkältete. Sie war schon beynahe ganz gesund, und freute sich darüber ungemein. Plötzlich aber war die Krankheit, die sie überstanden hatte, wieder da,

und Pauline wurde so übel, daß die Aeltern um ihr Leben zitterten.

Der Arzt forschte nach der Ursache der Krankheit und entdeckte sie. Er gab Paulinen einen ernsthaften Verweis, und sprach: Wenn Sie nun mehrere Monathe lang auf dem Krankenbette liegen oder dahin sterben wie Ihre Geschwister, so bin ich nicht Schuld daran, sondern Sie selbst.

Pauline weinte, als sie vom Sterben hörte. Mein Gott, sagte sie, ich kann nichts dafür, daß ich wieder krank geworden bin; es war mir oft so warm, so heiß, daß ich mich unmöglich enthalten konnte, das Fenster aufzumachen, und mir Kühlung zu verschaffen.

Schlimm genug, versetzte der Arzt, daß Sie nicht so viel Gewalt über sich hatten, etwas zu unterlassen, wovon ich Ihnen im voraus sagte, daß es Ihnen schädlich werden

könne. Deßhalb predige ich allen Menschen vor, sich in der Tugend der Enthaltsamkeit zu üben. Man muß nicht alles gleich haben und thun, wonach es uns gelüstet; wir müssen uns daran gewöhnen, manches, was uns lieb wäre, zu entbehren, und uns bisweilen auch etwas Unschuldiges zu versagen, mit Einem Worte, wir müssen enthaltsam seyn. Es ist um die Enthaltsamkeit eine gar schöne Sache.

Pauline mußte noch acht Wochen lang im Bette liegen, und eine Menge Arzneyen einnehmen. Dieß war die Folge davon, daß sie nicht enthaltsam war.

Wie freute sich Pauline, als sie sich wieder gesund fühlte, und von dem Arzte die Erlaubniß erhielt, das Zimmer zu verlassen, und eine Stunde im Freyen herumzuspazieren. Sie fiel dem Vater und der Mutter um den Hals, und weinte Freudenthränen.

Aufmerksam gemacht auf Paulinens Schwachheit, bemühten sich die Aeltern, ihre Tochter in der Enthaltsamkeit zu üben. Sie versagten ihr manches, wonach sie sich stark sehnte, und wenn sie darüber traurig und unwillig wurde, setzte ihr der Vater auseinander, welch' eine schöne und heilsame Tugend die Enthaltsamkeit sey. Schlugen ihr die Aeltern manches ab, was ihr offenbar schädlich werden konnte, so beruhigte sie sich darüber bald. Aber bisweilen geschah es wohl, daß ihr die Aeltern, besonders der Vater, etwas versagten, was an sich nicht schädlich und gefährlich, sondern ganz unschuldig war.

Darüber konnte sich Pauline immer sehr betrüben. Einmahl sagte sie es ihrem Vater ganz offen, daß sie nicht einsehe, warum sich der Mensch dieses und jenes Unschuldige und Unschädliche versagen sollte;

das hieße doch die Enthaltsamkeit zu weit treiben; es sey dieß unnöthig und unnütz.

Du bist ein Kind, sprach der Vater, und redest wie ein Kind. Ich verzeihe es dir. Bist du einmahl älter und verständiger, dann wirst du die Sache ganz anders ansehen. Wer sich in der Enthaltsamkeit üben will, der muß sich allerdings auch manches Unschuldige versagen, denn nur dadurch wird er es in der gedachten Tugend zur Fertigkeit bringen. Denk' einmahl darüber nach.

Pauline blieb bey ihrer Meinung. Sie glaubte, es sey unnöthig, seinen Wünschen etwas abzuschlagen, das unschädlich und unschuldig sey.

Ein Jahr darauf wurde Pauline des Sommers in eine Gesellschaft eingeladen. Es wurde in derselben gespielt, gesungen und getanzt. Pauline erhitzte sich sehr, und sehnte sich nach Abkühlung. Oft hatte sie zwar

gehört, daß es gefährlich sey, sich, wenn man erhitzt ist, schnell abzukühlen. Sie dachte auch jetzt daran, aber sie konnte sich nicht enthalten, den Saal zu verlassen, in welchem getanzt wurde, und in den nahen Garten zu eilen, worin sich eine Steingrotte mit einem frischen Wasserquell befand.

Die Grotte war kühl, das Wasser kalt. Pauline fühlte große Labung, als sie in die erstere trat, und von dem letzteren trank. Erfrischt und abgekühlt begab sie sich wieder in den Tanzsaal. Doch kaum war eine halbe Viertelstunde verflossen, als ihr übel wurde, und sie ohnmächtig niedersank.

Dieser Vorfall machte großes Aufsehen. Alle Anwesenden eilten zu Paulinen, und das gesellschaftliche Vergnügen hatte ein Ende. Die in Ohnmacht Gefallene wurde aus dem Saale getragen, und durch starke Spiritus, die man ihr vorhielt, wieder ins Le-

ben zurückgebracht. Sie sah blaß aus, wie der Tod, und konnte nicht sprechen. In einer Senfte wurde sie nach Hause getragen.

Wie sehr erschraken Vater und Mutter, als man ihnen die kranke Tochter brachte. Es wurde sogleich der Arzt gehohlt. Wieder eine böse Folge des Mangels an Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, sprach er, als er erfuhr, wodurch sich Pauline ihr Uebel zugezogen hatte.

Beynahe zwey Monathe lang war Pauline bettlägrig. Mehrmahls glaubten ihre Aeltern, sie werde dem Tode nicht entgehen. Endlich besserte sie sich, und der Arzt gab Hoffnung, daß sie nach einigen Tagen das Bett werde verlassen, und vielleicht auch in den Garten gehen können. Darüber empfand Pauline eine große Freude.

Doch diese Freude sollte ihr nicht so bald zu Theil werden. Der Arzt hatte verord-

net, daß Pauline im Essen und Trinken sich sehr zu mäßigen, und besonders vor allen Mehlspeisen, die unverdaulich wären, in Acht zu nehmen habe. Eines Mittags kamen Klöse auf den Tisch, die stark mit Fett begossen waren. Pauline bekam einen ausserordentlichen Appetit nach dieser Speise, und war nicht damit zufrieden, daß die Mutter ihr dieselbe verweigerte.

Pauline ging mißvergnügt in ihre Kammer. Die Köchinn brachte ihr eine stärkende Brühe. Pauline bath sie, ihr auch ein Paar Klöse zu bringen. Die Köchinn, um ihr eine Gefälligkeit zu erweisen, erfüllte ihren Wunsch, und die Kranke verzehrte gierig die Klöse.

Die bösen Folgen davon zeigten sich bald. Paulinens Magen wurde verdorben. Ihr Uebelbefinden nahm zu, und sie fiel in eine neue Krankheit. Dahin war nun die süße

Hoffnung, bald das Zimmer verlassen zu können. Sie weinte bitterlich. Alles freut sich der schönen Welt, jammerte sie, nur ich muß eingeschlossen meine Tage verleben, Schmerzen leiden, und die Apotheke als die Küche betrachten, aus der meine Speisen kommen. Wär' es nicht besser, ich läge im Grabe, und wüßte von den Unannehmlichkeiten der Langenweile und meiner Krankheiten nichts? —

Du versündigst dich gegen Gott, versetzte der Vater. Wer ist Schuld an all' deinen Leiden? Du könntest gesund und glücklich leben, wenn du dir durch deine Thorheiten nicht selbst geschadet hättest. Habe ich dich nicht oft zur Enthaltsamkeit aufgefordert? Du befolgtest meine Lehren nicht. Jetzt büßest du dafür; schreibe dir es selbst zu.

Diese Worte hatte Herr Lobenau in einem strengen Tone gesprochen. Mit einer

ärgerlichen Miene verließ er die Kammer, in welcher die Tochter krank danieder lag.

Dieß schmerzte Paulinen mehr als ihre Krankheit. Aber sie konnte ihrem Vater nicht unrecht geben. Sie mußte es sich gestehen, daß sie sich zu wenig Mühe gegeben habe, sich in der Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit zu üben, und daß dieß die Quelle aller ihrer Uebel sey.

Es währte lange, bis Pauline sich erhohlte. Noch ehe sie völlig gesund war, wurde ihre Mutter von einem Nervenfieber überfallen, und schon in ihrem vier und dreyßigsten Jahre den Ihrigen durch den Tod entrissen.

Paulinens Schmerz über den Verlust ihrer geliebten Mutter war grenzenlos. Der Arzt mußte seine ganze Kunst aufbiethen, um sie gegen einen Rückfall in ihre Krankheit zu schützen.

Nach einem Jahre fing auch der Vater an zu kränkeln, der überhaupt sich keiner festen Gesundheit rühmen konnte. Sein Handel gerieth ins Stocken; ein bedeutender Diebstahl, der in seinem Hause verübt wurde, fügte ihm einen empfindlichen Verlust zu, und der wohlhabende Lobenau gerieth in immer schlechtere Umstände. Seine Krankheit dauerte einige Jahre hindurch fort. Pauline war größtentheils sich selbst überlassen. Ungeübt in der Kunst zu entbehren, genoß und that sie fast alles, wonach ihr gelüstete, und trug dadurch das Ihrige auch dazu bey, daß die Glücksumstände des Vaters immer mißlicher wurden.

Herr Lobenau sah sich am Ende genöthigt, Schulden zu machen, sein großes Haus zu verkaufen, und in ein kleineres zu ziehen. Hier lernte ein junger Advokat Paulinen kennen, und heurathete sie. Seine Einkünfte

waren nicht groß, aber sie hätten hingereicht, ihn und seine Frau zu nähren, wenn diese in der Kunst zu wirthschaften erfahrener gewesen wäre.

Allein Pauline verstand diese Kunst nicht. Sie glaubte, als Frau sich alles erlauben zu können. Sah' sie etwas Schönes, das ihr gefiel, so konnte sie sich nicht enthalten, dasselbe zu kaufen. Gelüstete ihr nach einer kostbaren Speise, so mußte diese auf den Tisch kommen. Zeichnete sich eine Frau in der Stadt durch schöne Spitzen, Hauben, Fächer, Kopf- und Halsschmuck und dergleichen aus, so wurde es Paulinen lästig, wenn sie nicht bald dieß alles auch besaß. Bemerkte ihr Mann, daß sie viel Geld ausgegeben hatte, so entschuldigte sie sich gewöhnlich mit den Worten: Lieber, goldner Mann, sey nicht böse; ich konnte mich nicht

enthalten, mir auch einmahl etwas Schönes anzuschaffen.

Der goldne Mann, der wenigstens eine Zeitlang eine goldne Geduld bewies, wurde am Ende der Sache überdrüßig und sprach: Du wirst dich so lange nicht enthalten können, dir etwas Schönes anzuschaffen, bis wir hungern und darben müssen. Dann nehmen wir deine Schönheiten, und sättigen uns durch den Anblick derselben.

Pauline fuhr dessen ungeachtet fort, Geld zu verschwenden, weil sie sich nicht enthalten konnte, manches zu kaufen und zu genießen, was ihr gefiel. Dadurch fand sich ihr Mann bewogen, ihr kein Geld unter die Hände zu geben. Darüber betrübte sie sich sehr. Sie machte ihm Vorwürfe. Er sagte ihr manches harte Wort. Sie geriethen in Zank und Streit; fingen an, in Zwietracht

zu leben, und dahin war für immer das Glück ihrer Ehe.

Paulinens Mann hatte sie Anfangs geliebt; jetzt wurde er gleichgültig gegen sie; bald verwandelte sich seine Gleichgültigkeit in Abneigung und diese endlich in Haß. Nun hatte Pauline keine frohe Stunde mehr. Sie weinte und jammerte, und in der That war sie sehr unglücklich. Um ihre Leiden voll zu machen, fehlte ihr auch der Trost, daß sie dieselben nicht verschuldet habe. Ihr Gewissen sagte ihr laut genug, daß sie Schuld an dem unglücklichen Zustande sey, in welchem sie sich befand. Ich Thörinn! sprach sie bisweilen zu sich selbst, jetzt erst sehe ich ein, warum meine guten Aeltern so sehr darauf drangen, daß ich mich in der Enthaltsamkeit üben sollte. Hätte ich dieses doch frühe genug gethan — ich wäre jetzt glücklicher.

Paulinens ganze Lage, ein Kummer, der tief an ihrem Herzen nagte, die Vorwürfe ihres kranken Vaters und ihres Mannes, eine Erkältung und andere Umstände mehr, griffen ihren Körper stark an, und warfen sie aufs Krankenbette. Der Arzt gab nicht alle Hoffnung auf. Selbst jetzt handelte Pauline noch immer mit zu wenig Enthaltsamkeit. Sie genoß manches, was ihr der Doctor verbothen hatte, und machte auf diese Weise die Arzneyen unwirksam, die er ihr verschrieb. Daher kam es großentheils, daß ihre Krankheit sich verschlimmerte und mit einem schmerzenvollen Tode endigte. Sie stand in der schönsten Blüthe ihres Alters, in ihrem zwanzigsten Jahre, als sie ein Raub des Todes wurde.

20.

Wie übt man sich in der Enthaltsamkeit?

Ich seh' es wohl ein, daß es um die Enthaltsamkeit eine schöne Sache sey, sprach Therese zu ihrer Mutter; aber es ist nur schwer, sich daran zu gewöhnen.

Was schwer ist, ist noch nicht unmöglich, meine Tochter! versetzte die Mutter. Sey nur fein aufmerksam auf dich — dann geht es schon. Du wirst dich in der Enthaltsamkeit zweckmäßig üben, wenn du bisweilen bey Tische eine oder zwey Speisen

unberührt lässest, besonders dann, wenn deine Eßlust groß ist, und die Gerichte zu deinen Lieblingsgerichten gehören.

Ferner wirst du wohl thun, bisweilen, wenn du etwas siehst, wonach du Lust hast, dein Auge davon schnell abzuwenden, und zu thun, als wenn du nichts gesehen hättest.

Bist du in einer Gesellschaft, wo ein angenehmes Spiel unterhalten soll, und fühlst die große Lust, Theil daran zu nehmen, so denke bey dir: ich spiele heute einmahl nicht mit; diesen Vorsatz führe aus, und entferne dich aus der Gesellschaft, so bald dir dieß zu schwer wird.

Hast du einmahl in einem schönen Kleide irgendwo erscheinen sollen, und dich schon darauf gefreut, vieler Augen auf deinen Anzug zu ziehen: so kleide dich schnell um; ziehe ein einfaches, bescheidnes Kleid an, und erscheine so in der Gesellschaft.

Bist du einmahl sehr schläfrig, so stehe von deinem Sitze auf, und nimm dir vor, nicht einzuschlafen. Wasche dein Gesicht mit kaltem Wasser, und gehe schnell im Zimmer auf und ab, wenn der Schlaf dennoch nicht weichen sollte. Morgen ist die Reihe an dir, mit mir eine Spazierfahrt nach Heimthal zu machen. Du freust dich schon eine Woche lang darauf. Unterdrücke diese Freude, und mache deinem Bruder Carl das Vergnügen, daß er statt deiner mit mir nach Heimthal fährt.

Liebe Mutter! sprach Therese mit Aengstlichkeit und Verlegenheit. Carl war erst vor einem Monathe in Heimthal — —

Das dacht' ich gleich, daß das Jüngferchen widersprechen werde, versetzte die Mutter. Aber so seyd ihr Kinder. Ihr sehet es ein, daß diese und jene Tugend eine nöthige und schöne Tugend sey; ihr wünschet,

sie zu besitzen; aber sobald ihre Erlangung etwas schwer ist, so ziehet ihr euch zurück, und wollet von der gepriesenen Tugend nichts wissen.

Liebe Mutter, erwiderte Therese, du sollst sehen, daß es mir ein Ernst ist, mich in der Enthaltsamkeit zu üben. Ich fahre nicht nach Heimthal; nimm immerhin Carln mit.

Das ist schön, meine Tochter! das ist lobenswerth! das ist ein guter Anfang! versetzte die Mutter, und erzählte Theresen einige Beyspiele von Mädchen, die sich auf verschiedene Weise in der Enthaltsamkeit zu üben suchten.

Emilie, erzählte die Mutter, hatte oft eine große Sehnsucht, dieß und jenes zu erhalten. Um ihre Gedanken davon abzuziehen, dachte sie schnell an manches, das ihr sehr lieb war, und das sie bereits hatte,

an ihre Blumen, Bücher, Bilder und dergleichen mehr. Dieß zerstreute sie, und das, wonach ihr gelüstete, war bald vergessen.

Adelheide besitzt ein frohes Herz. Sehr oft ist sie zum Lachen aufgelegt. Nun weiß sie aber, daß das viele Lachen abgeschmackt sey, und ein Mädchen verunstalte. Fühlt sie sich dazu aufgelegt, so denkt sie an etwas Trauriges, das ihr entweder schon begegnet ist, oder doch noch begegnen könnte, z. B. an einen Bruder, der vor einem Jahre gestorben ist, oder an die geliebte Mutter, die sie einst durch den Tod auch verlieren wird. Statt zu lachen, vergießt sie dann sehr oft Thränen.

Die kleine Prinzessinn Amalie hat ein eigenes Mittel, sich in der Enthaltsamkeit zu üben. Wenn sie Eßwaaren sieht, deren Genuß schädlich für sie wäre, so blickt sie dieselben lächelnd an, und spricht: Ja, du

Teufel, da! du möchtest wohl, daß ich zugriffe, aber ich denke: bleibe weg von mir! — Oder sie wünscht auszugehen, und es sind Gründe da, die dieß widerrathen, so ruft sie lächelnd aus: Ja, du Teufel, da! du lockst mich aus dem Hause! Aber, nein! ich komme nicht! bleibe ferne von mir! —

Therese ließ sich über diesen Gegenstand noch mancherley von der Mutter erzählen, und versprach ihr, alle Mittel anzuwenden, sich in der Enthaltsamkeit zu üben. Sie hielt Wort, und machte in der gedachten Tugend große Fortschritte.

21.

Die empfindliche Lotte.

Lottchen hatte alles, was ihr nöthig war, und doch war sie nicht glücklich. Selten verging ein Tag, an welchem sie nicht ihre Seelenruhe verloren und sich geärgert hätte. Bald war sie mit diesem, bald mit jenem Menschen unzufrieden, bald war ihr das, bald jenes anstößig.

Lottchen besaß zu viel Empfindlichkeit, und all' ihre Aergernisse und Unannehmlichkeiten entsprangen aus dieser Quelle. Sie hielt große Dinge auf sich, und empfand es

sehr übel, wenn andere nicht auch große Dinge auf sie hielten. Sie wollte gern in allen Gesellschaften hervorgezogen werden, und ärgerte sich, wenn dieses nicht geschah. Gab sie einmahl einen Rath, und man befolgte ihn nicht, so that ihr dieß sehr weh. Schienen die Aeltern gegen Lottchens Geschwister freundlicher, gefälliger und freygebiger zu seyn, so konnte Lotte darüber oft weinen und sich nicht so bald wieder beruhigen. Ging es nicht nach ihren Wünschen, so wurde sie darüber gewöhnlich verdrießlich. Oft waren es unbedeutende Kleinigkeiten, die sie übel nahm und über die sie sich ärgerte.

Sie war noch klein, als sie am ersten May mit ihren Geschwistern, Adolph und Lorette, zur Großmutter gehen wollte, um ihr zu ihrem Geburtstage Glück zu wünschen. Adolph und Lorette waren bereits angezogen,

als Lotte noch im Bette lag und schlief. Adolph kam zu ihr gesprungen, und weckte sie. Weißt du nicht, rief er ihr zu, daß heute der Großmutter Geburtstag ist? Auf! auf! wir müssen bald fort! auch Lorette ist schon angekleidet.

Aber Lotte that noch sehr schläfrig. Adolph hohlte Loretten herbey. Aber Lotte wollte nicht aufstehen. Die zwey angekleideten Geschwister nahmen ein Glas Wasser, und bespritzten die Siebenschläferinn mit einigen Tropfen.

Da hätte man den Lärmen hören sollen, den Lotte erhob. Sie schrie so laut, daß ihre Mutter herbeyeilte, und sich erkundigte, was ihr begegnet sey.

Weinend klagte Lottchen ihren großen Unfall. Die Mutter lächelte. Ey, das große Unglück, das dir begegnet ist! sagte sie spot-

tend. Wir müssen es in die Zeitungen setzen lassen.

Darüber wurde Lottchen sehr böse. Als die Mutter ihren Unwillen bemerkte, sagte sie: Du bist eine empfindliche Thörinn, meine Tochter! Erstlich weinst und schreyst du über einige Tropfen Wasser so sehr, daß man glauben sollte, du befändest dich in Wasser- oder Feuersnoth. Dann wirst du unwillig, daß ich deine Albernheit nicht billige, und einige spottende Worte darüber sage. Kann man sich eine größere, lächerlichere Reitzbarkeit und Empfindlichkeit denken? Sie verunstaltet dein ganzes Wesen und macht dich unleidlich.

Lotte fuhr fort, verdrießlich zu thun. Ihre Geschwister wollte sie nicht einmahl ansehen. Adolph fragte sie, wie lange er mit Loretten noch auf sie warten sollte. Ihr

könnt immerhin fortgehen, antwortete sie, mit euch Spöttern mag ich gar nicht gehen.

Lorette suchte sie zu beruhigen, aber sie erhielt spitzige Reden von ihr. Nachdem man die Empfindliche mehrmahls aufgefordert hatte, zur Großmutter zu kommen, und sie sich immerfort weigerte, gingen Adolph und Lorette allein hin.

Darüber ärgerte sich Lotte ungemein; Thränen des Verdrusses rollten auf ihren Wangen herab. Sie wollen mir auf alle mögliche Weise wehe thun! sagte sie zu sich selbst. Ich bin ein unglückliches Mädchen!

Ja wohl, war Lotte unglücklich, aber ihre Empfindlichkeit allein war ihr Unglück.

Adolph und Lorette wurden von der Großmutter sehr freundlich empfangen und beschenkt. Als sie dieselbe verlassen hatten, kam auch Lotte zu ihr. Auf die Frage: warum sie nicht in Gesellschaft ihrer Geschwi-

ster gekommen sey? antwortete sie, Adolph und Lorette hätten wohl gesehen, daß sie noch nicht angekleidet sey, aber, um ihrer zu spotten, hätten sie sie immer erinnert, daß es schon Zeit sey, die Großmutter zu besuchen, bis sie ihnen denn habe sagen müssen, sie möchten alleine gehen.

Das war nun nicht ganz wahr. Adolph und Lorette waren weit davon entfernt, ihrer Schwester zu spotten; daß Lotte dieses glaubte, daran war einzig ihre Empfindlichkeit Schuld; diese täuscht den Menschen sehr oft.

Die Großmutter beschenkte auch Lotten. Sie kam wieder nach Hause. Die Geschenke, welche ihre Geschwister von der Großmutter erhalten hatten, waren nicht mehr werth als Lottens Geschenk. Da aber diese noch immer empfindlich war, und die Empfindlichkeit uns oft Dinge glauben läßt,

die nicht da sind, so schien es Lotten, als wenn die Großmutter Adolphen und Loretten reichlicher beschenkt hätte. Sie nahm dieß sehr übel auf, und äußerte laut ihre Unzufriedenheit darüber. Daran ist niemand anders Schuld, als Adolph und Lorette, sagte sie. Wären diese nicht eher zur Großmutter gelaufen, so wäre mein Geschenk ganz anders ausgefallen.

Du bist eine empfindliche Närrinn! sagte Adolph, und ging zur Mutter, um ihr alles zu erzählen.

Die Mutter mißbilligte Lottens thörichte Reden. Das vermehrte Lottens Unzufriedenheit. Den ganzen Tag blieb sie mißmuthig und mürrisch. Die andern Geschwister hingegen waren voll guter Dinge, sie erzählten einander lustige Geschichten, scherzten und lachten.

Das gilt mir! sagte Lotte zu sich; sie sind heute so lustig, um meiner zu spotten.

Die böse Empfindlichkeit! Sie hatte Lotten den ganzen schönen Tag geraubt. Keine frohe Empfindung hatte an demselben ihr Herz erquickt, keine Regung von Liebe und Heiterkeit ihr den Geburtstag der Großmutter verschönert!

Den Tag darauf hatten die Geschwister Unterricht in der Pflanzenkunde oder Botanik. Der Lehrer brachte mehrere Pflanzen mit, machte seine Schüler auf die einzelnen Theile derselben aufmerksam, und erzählte ihnen von ihrer Nützlichkeit oder Schädlichkeit. Eine der mitgebrachten Pflanzen hieß Lottus.

Als Adolph und Lorette diesen Nahmen hörten, lächelten sie und sahen die Schwester Lotte an. Diese wurde darüber so empfindlich, daß sie zu weinen anfing. Sie

necken mich auf alle mögliche Weise, sprach sie, ich will es schon der Mutter sagen.

Liebes Lottchen, sprach der Lehrer: du bist abermahls sehr empfindlich. Adolph und Lorette haben es ja nicht böse gemeint. Ihr Lächeln war ganz unschuldig. Wer wird gleich so reitzbar seyn! Die böse Empfindlichkeit raubt dir alle Ruhe der Seele und alle Freuden des Lebens. Auch macht sie dich ungerecht gegen andere, und bringt dadurch diese wirklich gegen dich auf.

Aber Lotte fuhr fort, zu schmollen. Des Nachmittags war sie mit Loretten bey einer Freundinn, bey der sie eine Menge Mädchen fand. Sie schlug ein Spiel vor, aber die Mädchen hatten keine Lust dazu. Dieß nahm sie übel auf. Sie hing ihr Köpfchen, und wollte nichts mehr sprechen. Stumm zu seyn ist sonst deine Sache nicht, sprachen meh-

rere Mädchen zu ihr, auf, Lottchen! lustig und gesprächig!

Dieß beleidigte sie noch mehr. Die Mädchen lächelten über ihre Empfindlichkeit. Lotte ärgerte sich darüber, und verließ in ihrem Verdrusse die Gesellschaft, welche ihre lächerliche Empfindlichkeit scharf tadelte.

Als Lottens Mutter das Vorgefallene erfuhr, gab sie ihr einen scharfen Verweis. Deine Empfindlichkeit, sprach sie, macht dich lächerlich, ungerecht gegen andere, thöricht im Handeln, unleidlich für die menschliche Gesellschaft, und unfähig, dich des Lebens zu freuen.

Aber Lotte blieb empfindlich bis in ihr sechzehntes Jahr. Jetzt kam der Verstand. Sie sah ein, daß sie bey ihrer Empfindlichkeit nur unglücklich sey, und bekämpfte sie.

Ihr, die ihr dieses leset, und auch an Lottens Fehler leidet, leget ihn früher ab, und wartet nicht, wie sie, bis zum sechzehnten Jahre.

22.

Das faule Mädchen.

Die kleine Nanette nannten einige bequem, andere faul. Die letzteren hatten nicht unrecht, denn Nanette verdiente, so genannt zu werden.

In ihren zarten Kinderjahren hatte sie immer große Eßlust, und aß für ihr Alter auffallend viel. Dieß machte sie sehr träge. Wenn andere Kinder in ihren Jahren wie kleine Wiesel herumliefen und spielten, ließ Nanette sich von der Kindermagd herumtragen. Wenn jene voll Leben waren, saß diese

unbeweglich da, und fing an zu weinen, oder ein Decembergesicht zu machen, wenn sie sich einmahl von ihrer Stelle rühren mußte.

So wuchs Nanette heran. Sie fing an, in die Schule zu gehen. Schon ein Jahr hatte sie dieselbe besucht, und noch konnte sie nicht ordentlich lesen, ob sie gleich schon zu Hause von ihrer Mutter darin unterrichtet worden war. Andere Mädchen, die mit ihr zu gleicher Zeit in die Schule getreten waren, fingen schon das Schreiben an.

Im Herbste wurden die Schulkinder geprüft. Fast mit allen ging es gut, nur mit Nanetten nicht. Die konnte nicht einmahl fließend buchstabiren, geschweige denn lesen. Was ist das für ein Mädchen? fragte ein Vorsteher der Schule. Mit dem gehet es noch schlecht. Wahrscheinlich ist es noch nicht lange in die Schule getreten?

Der Lehrer nannte Nanettens Nahmen, und bemerkte, daß sie schon ein Jahr lang die Schule besuche, sich aber keine Mühe gegeben habe, etwas zu lernen.

Jedermann sah nun auf Nanetten. Beschämt blickte sie zur Erde nieder, und fing an zu weinen. Ihr Vater, der bey der Prüfung zugegen war, schämte sich nicht weniger über seine unwissende Tochter.

Weinend kam Nanette nach Hause. Der Vater machte ein finstres Gesicht. Du machst deinem Vater und deiner Mutter große Schande, sprach er zu ihr. Deine Faulheit ist Schuld daran, daß du nichts lernst. In der Schule sitzest du da, ohne dir Mühe zu geben. Zu Hause bist du auch zu faul, das Buch in die Hände zu nehmen, und dich im Lesen zu üben. Was wird aus dir werden? Du wirst unwissend bleiben, und

niemand wird dich lieben. Man sagt mit Recht:

> Wer etwas kann, den hält man werth;
> Den Ungeschickten niemand begehrt.

Nanette weinte bitterlich, und versprach, sich zu ändern.

Eine Zeitlang fing sie wirklich an, fleissiger zu seyn, und Aeltern und Lehrer freuten sich herzlich, als sie dieß bemerkten. Aber das dauerte nicht lange. Nanette fiel in ihre alte Faulheit zurück, und machte den Aeltern und ihrem Lehrer von neuem Verdruß.

Nanette wuchs größer. Sie konnte bereits schreiben und rechnen. Auch verstand sie manches aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Religions- und Sprachlehre.

Der Lehrer war gewohnt, seinen Schülern mancherley Aufsätze aufzugeben, die sie zu Hause verfertigen mußten. Wenn alle

Schüler diese Aufsätze brachten, so war doch Nanette gewöhnlich die, welche sie nicht gemacht hatte. Einige Mahle entschuldigte sie sich damit, daß sie zu Hause zu viele andere Arbeiten hätte, und daher für die Schule nichts machen könne.

Der Lehrer glaubte dieß Nanetten auf ihr Wort. Aber eines Tages kam er mit ihren Aeltern zusammen, mit welchen er über die Sache sprach. Von diesen erfuhr er, daß sie zu Hause wenig thue, und daß, wenn sie ihre Aufsätze nicht mache, einzig und allein ihre Faulheit daran Schuld sey.

Das merkte sich der Lehrer. Bald darauf gab er seinen Schülern auf, zu Hause einige Vorschriften zu schreiben, und eine Fabel von Gellert auswendig zu lernen. Er ließ ihnen hiezu drey Tage Zeit.

Alle brachten zur bestimmten Zeit ihre Schriften, nur Nanette nicht; alle wußten

die Fabel auswendig, nur sie nicht. Der Lehrer redete sie scharf an, und nannte sie ein faules Mädchen. Sie fing, ihrer alten Gewohnheit nach, zu weinen an, und versicherte, daß sie für die Schularbeiten keine Zeit gehabt hätte.

Das glaube ich dir nicht, sprach der Lehrer, und schickte sogleich einen Schüler zu Nanettens Aeltern, um diese zu befragen, ob ihre Tochter wirklich keine Zeit zum Schreiben und Lernen gehabt habe.

Der Schüler kam mit der Nachricht zurück, Nanette sey allerdings an ihren Schularbeiten verhindert worden — durch ihre große Faulheit.

Bey diesen Worten wurde Nanette im Gesichte ganz roth. Alle sahen nach ihr mit Verachtung; manche sagten in leiserem Tone, doch so laut, daß es hörbar war: Das ist die faulste Creatur auf Gottes Erdboden.

Der Lehrer schwieg. Am Ende der Schule sprach er zu Nanetten: Die andern gehen nach Hause; du aber bleibst hier.

Für Nanetten waren dieß Donnerworte. Sie weinte laut; aber niemand fühlte Mitleid mit ihr.

Als die andern die Schule verlassen hatten, sprach der Lehrer zu ihr: Du mußt heute einmahl für deine Faulheit büßen. Setze dich jetzt hin, schreibe deine Vorschriften, und lerne die Fabel auswendig.

Mit diesen Worten verließ der Lehrer das Lehrzimmer und schloß es zu. Er begab sich hierauf zu Nanettens Aeltern, und sagte es ihnen, daß sie für diesen Mittag auf ihre Tochter nicht warten sollten. Die Aeltern billigten seine Strenge ganz, denn sie sahen ein, wie nothwendig sie war.

Es war zwölf Uhr des Mittags, als der Lehrer wieder zu Nanetten kam. Sie hat-

te ihre Vorschriften zwar geschrieben, aber mit so großer Eile, daß der Lehrer es für nöthig fand, ihr zu befehlen, sie noch Ein Mahl zu schreiben.

Sie jammerte. Aber ihr Jammern half nichts. Sie sagte, sie sey hungrig. Der Lehrer schickte ihr ein Stück Brot und ein Glas Wasser.

Nanette, da sie sah, daß sie kein Mittagsessen halten sollte, fing an die Hände zu ringen und bitterlich zu weinen. Doch alles dieß blieb ohne Erfolg. Das Mittagsmahl war verscherzt. Sie mußte sich bequemen, schöner zu schreiben und besser zu lernen. Als der Lehrer wieder zu ihr kam, um nachzusehen, ob sie beydes gethan habe, sprach er zu ihr: Deine Faulheit ist groß, Nanette, sie kann dir einst viel schaden, wenn du sie nicht bey Zeiten ablegst. Man muß jetzt streng mit dieser bösen Feindinn deines

Glücks verfahren. Heute hat sie dich fasten lassen. Kommt sie noch ein Mahl wieder, so wird dir noch etwas Aergeres widerfahren. Ich lasse dir einen Strohkranz aufsetzen, und dich so ein Paar Stunden lang an der Zimmerthüre stehen, damit sich jeder ein warnendes Beyspiel an dir nehme.

Diese Worte machten auf sie tiefen Eindruck, besonders da sie wußte, daß ihr Lehrer nicht gewohnt sey, viel zu scherzen, sondern seine Drohungen in Erfüllung gehen zu lassen. Sie nahm sich daher von nun an sehr in Acht, den Lehrer durch ihre Faulheit zu zwingen, sie mit der angedrohten Strafe zu belegen. Alle Arbeiten, die er ihr aufgab, machte sie nicht nur, sondern wandte auch vielen Fleiß auf dieselben. Die Folgen davon waren, daß sie nun selbst mit sich zufriedener war als sonst, merkliche Fortschritte in nützlichen Kenntnissen machte, sich die

Zuneigung und Liebe des Lehrers und ihrer Mitschülerinnen erwarb, und darüber nicht wenig Freude empfand.

Hätte Nanette auch in ihren häuslichen Geschäften so viel Fleiß bewiesen, so wäre sie ein liebenswürdiges, wackres Mädchen gewesen. Allein dieses Lob konnte man ihr nicht beylegen. Sobald sie mit ihren Schularbeiten fertig war, ging sie gerne müßig. Die Mutter hielt sie zum Stricken, Nähen und andern weiblichen Arbeiten an, dazu bezeigte aber Nanette wenig Lust. Sie scheute auch die geringste Anstrengung dabey, und hatte oft zu einer Arbeit dieser Art einen Monath nöthig, die sie leicht in acht Tagen hätte vollenden können. Daher kam es, daß ihre Mutter mit ihr fast immerfort unzufrieden war, und ihr oft harte Verweise gab.

Nanette konnte sich selten einer größern Heiterkeit des Gemüthes rühmen. Dafür hat-

te sie viel von übler Laune zu leiden. War das Wetter nur etwas nebelicht oder regnerisch, so war ihr gleich übel zu Muthe, sie fühlte sich zu nichts aufgelegt, und empfand die Unannehmlichkeiten der Langenweile. Bisweilen beklagte sie sich bey ihrer Mutter darüber, und wenn diese sie fragte, warum sie sich nicht wohlbefinde, antwortete Nanette gewöhnlich: sie wisse es nicht.

Die Mutter machte sie dann aufmerksam, daß der Grund von ihrem Uebelbefinden in ihrer Trägheit liege. Wärest du nicht so faul, sprach sie, so würdest du nicht viel von langer Weile und übler Laune wissen. Dagegen schützt uns am besten die Thätigkeit. Die heitersten Menschen sind auch immer die thätigsten.

Nanette fühlte dieß wohl; auch schämte sie sich bey dem Gedanken, daß andere Mädchen sich durch ihre Thätigkeit auszeichneten,

sie aber von vielen Menschen mit Recht träge und faul genannt werde. Aber die Faulheit hatte bey ihr schon so starke Wurzeln gefaßt, daß sie ihr immerfort unterlag.

Zu Nanettens Glück kam sie in ihrem vierzehnten Jahre aus dem älterlichen Hause. Ihr Vater kränkelte beständig, und war nicht im Stande, so viel zu erwerben, um sich und die Seinigen davon anständig zu ernähren. Eine Wittwe, die keine Kinder hatte, entschloß sich, Nanetten zu sich zu nehmen, und sie als eine Tochter zu behandeln.

Damit war Nanettens Aeltern sehr gedient, denn ihre äußerliche Lage wurde dadurch sehr erleichtert. Jedermann pries Nanetten glücklich. Die Wittfrau, bey der sie sich befand, war als eine vortrefliche Dame bekannt, und niemand zweifelte daran, daß

Nanette einst von ihr an Kindesstatt werde angenommen werden.

Wirklich hatte diese Dame auch den Vorsatz, Nanetten als ein eigenes Kind anzunehmen, und sie zu ihrer Erbinn zu machen. Aber Nanette benutzte ihren eigenen Vortheil zu wenig. In den ersten Tagen war sie so fleißig und flink, daß die Wittwe ihre Freude daran hatte. Aber es währte nicht lange, so wurde Nanette immer bequemer, nachläßiger, fauler.

Die Wittwe war eine rasche Dame, welche Thätigkeit über alles liebte. Nanettens Bequemlichkeit mißfiel ihr sehr; sie gab ihr darüber Winke; aber Nanette verstand sie nicht; sie machte ihr Vorstellungen, aber das träge Mädchen achtete nicht lang darauf. Endlich sprach die Dame zu ihr: Ich muß es dir Ein für alle Mahl sagen, Nanette, daß mir an einem Menschen nichts unleidli-

cher ist als Trägheit. Gott hat uns zur Thätigkeit geschaffen. Alles fordert uns zu derselben auf. Wer faul ist, handelt unrecht und macht sich verächtlich. Er widerstrebt seinem Schöpfer. Du mußt thätiger seyn, oder ich ziehe meine Hand von dir ab.

Diese Worte machten Nanetten stutzig. Sie nahm ihre Kräfte zusammen, und war einen ganzen Monath hindurch thätiger.

Aber bald darauf kam eines Tages Nanette zu ihren Aeltern, und weinte bitterlich. Auf die Frage, was ihr begegnet sey, antwortete sie, daß ihre Frau böse auf sie geworden sey, und ihr befohlen habe, das Haus zu verlassen.

Die guten Aeltern waren darüber sehr bestürzt. Bald kam die Wittfrau zu ihnen, und erklärte, Nanettens Faulheit sey ihr so sehr zuwider geworden, daß sie dieselbe nicht länger bey sich habe dulden können.

Nanette mußte nun harte Vorwürfe von ihren Aeltern anhören. Auch betrübte sie sich tief in ihrem Innersten, daß viele Menschen sie unrecht beurtheilten, und daß in der Stadt das Gerede ginge, sie müsse etwas Böses begangen haben, weil sie sonst von ihrer Frau, die eine so trefliche Dame sey, nicht fortgejagt worden wäre.

Siehst du, sprach der Vater zu Nanetten, welche Schande du über mich, über deine Mutter und über dich selbst häufest; wie unglücklich du deine Aeltern und dich selbst machst! Und dieß alles durch deine häßliche Faulheit.

Nanette weinte bitterlich. Mehrere Wochen lang schämte sie sich, unter Menschen zu gehen. Endlich erbarmte sich ein Anverwandter ihrer, und nahm sie in sein Haus. Er hieß Walldorf, und war ein kluger, thätiger und dabey strenger Mann. Ich will

Nanetten curiren, sprach er zu ihren Aeltern, in einem halben Jahre soll sie ein ganz andres Mädchen seyn.

Herr Walldorf curirte Nanetten wirklich. Er hielt sie strenge zur Arbeit an. Als sie einmahl das Geschäft, das er ihr übertrug, nicht zur bestimmten Zeit geendigt hatte, fand sie, als sie zu Tische kam, für sich nicht gedeckt. Auf dem Platze, wo sonst ihr Teller lag, fand sie ein Blatt Papier mit den großgeschriebenen Worten:

In der Bibel heißt es:
Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.

In Nanettens Auge drängten sich Thränen. Sie weint jetzt nicht, sprach Walldorf in ernstem Tone, sondern geht hin, und endigt ihre Arbeit.

Nanette mußte sich entfernen und arbeiten.

Nicht lange darauf hatte sie ein Geschäft, das sieben Uhr Abends geendigt seyn sollte, wieder nicht vollendet. Sie mußte deßhalb das Abendessen stehen lassen. Gegen zehn Uhr wünschte sie sich zu Bette zu legen. Aber Walldorf befahl, sie möchte sich in die Küche begeben, dort der Magd beym Aufwaschen helfen, dann ihre Arbeit vollenden, und dann erst zu Bette gehen.

Das war für Nanette eine harte Strafe. Sie wußte sich vor Schmerz kaum zu fassen. Aber der Befehl des strengen Walldorf mußte vollzogen werden. Erst nach Mitternacht konnte sie sich zu Bette legen.

So wurde Nanette einige Monathe hindurch behandelt. Diese Strenge wirkte auf sie sehr vortheilhaft. Sie fing an, gelenkiger, thätiger und rascher zu werden. Was ihr anfangs schwer fiel, wurde ihr immer leichter. Hatte sie eine bestimmte Arbeit vol-

lendet, so fühlte sie darüber Freude; sah sie, wie man mit ihr zufrieden sey, so empfand sie im Innern ein wohlthuendes Gefühl; der Gedanke: daß sie auf der Welt nicht umsonst lebe, sondern nach ihren Kräften nütze, machte sie glücklich; auch ihr Körper gewann an Gesundheit und Kraft; sie war nicht mehr so grämlich als sonst, und von übler Laune, langer Weile und körperlichem Uebelbefinden wußte sie selten etwas. Ich war eine Thörinn, sagte sie oft, daß ich sonst meinen eigenen Vortheil so wenig verstand, und in Faulheit meine Tage verlebte.

Als die Wittwe, von der oben die Rede war, erfuhr, welch' eine große Veränderung mit Nanetten vorgegangen sey, ließ sie dieselbe zu sich rufen, und lud sie von neuem zu sich ein.

Nanette war bey dieser gütigen Einladung bis zu Thränen gerührt. Sie küßte

der Dame die Hand, und dankte ihr aufs herzlichste. Nach einer Woche nahm sie von Walldorf mit Thränen Abschied. Ihre Strenge, sagte sie, hat mich Anfangs unzufrieden gemacht, jetzt danke ich Ihnen dafür; sie war mir heilsam; Ihnen verdanke ich das Glück meines Lebens.

Nanette war nun ein ganz anderes Mädchen. Die Wittwe nahm sie an Kindesstatt an. Ihre Tage, voll Thätigkeit, verschwanden froh und glücklich.

Trägheit bringt uns Sorg' und Plage;
Thätigkeit schafft frohe Tage.

23.

Die fleißige Amalie.

Amalie war die Tochter eines Grafen. Sie wurde vernünftig erzogen. Schon als kleines Kind wurde sie zur Thätigkeit gewöhnt. Fast immer mußte sie beschäftigt seyn.

Der kleinen Amalie behagte die Thätigkeit sehr. Sie war dabey gesund, munter und fröhlichen Gemüthes. Als sie etwas älter war, wurde sie nicht nur zu Lehrstunden, sondern auch zu mancherley weiblichen Arbeiten angehalten. Sie lernte stricken, nähen, sticken, selbst kochen. Jeden Tag

hatte sie ihre bestimmten Erhohlungs- und Arbeitsstunden. Sie wurde allgemein die fleißige Gräfinn Amalie genannt.

Manche Herren und Damen aus den vornehmen Ständen erzogen ihre Kinder ganz anders; sie ließen sie den ganzen Tag vertändeln oder müßig gehen, und tadelten die Aeltern von Amalie, daß sie ihre Tochter wie ein gemeines Mädchen behandelten.

Der Graf lächelte, als er diesen Tadel hörte. Wenn es bloß für gemeine Leute gehört, daß sie fleißig und thätig sind, sprach er, so möchte ich, Gott hätte mich nicht als Graf, sondern als Sohn eines Tagelöhners geboren werden lassen. Ich kenne für den Menschen nichts Heilsameres und Besseres als rasche Thätigkeit. Meine Amalie soll und muß daran gewöhnt werden.

Fröhlich wuchs Amalie auf. Sie war die Gesundheit selbst. Ihre Wangen blüh-

ten wie Rosen; ihr Auge lächelte Zufriedenheit und Heiterkeit der Seele, ihr ganzes Wesen athmete Freude, Kraft und Leben. Ach, welch' elende Geschöpfe waren die meisten ihrer Gespielinnen gegen sie, die in Faulheit ihre Tage verlebten. Sie hatten einen verzärtelten, schwachen Körper, einen trüben Blick, blasse Wangen, und in ihrem ganzen Wesen war keine Kraft, kein Frohsinn, kein Leben.

In ihrem zwanzigsten Jahre heurathete Amalie einen jungen Baron, der zwar keine Reichthümer, aber einen gebildeten Verstand und ein edles Herz besaß. Mit diesem lebte sie recht glücklich. Sie konnte zwar keinen großen Aufwand machen; aber daran war sie auch nicht gewöhnt. Wenn andere Frauen in Gesellschaft herum schwärmten, saß sie zu Hause am Arbeitstische und beschäftigte sich auf eine nützliche Art. Ihr war an der Achtung und Liebe ihres edlen

Mannes mehr gelegen als an den Vergnügungen und Zerstreuungen der Welt. In seiner Liebe fühlte sie sich ganz glücklich.

Konnte gleich Amalie keinen großen Aufwand in Kleidern machen, so war sie doch immer rein, schön, und in Gesellschaft auch elegant gekleidet, ohne deßhalb große Ausgaben zu haben. Denn fast alle ihre Kleider verfertigte sie sich selbst, und da sie im Sticken sehr geschickt war, so übertrafen ihre gestickten Kleidungsstücke gewöhnlich die der übrigen Frauen.

Niemand war glücklicher als ihr Mann. „Eine thätige Frau, sprach er oft, ist ein kostbares Kleinod." Wie ein heitrer Frühlingstag verfloß beyden ihr Leben. Wenn ich, sagte Amalie bisweilen, in meinem Leben fast lauter frohe Tage hatte, so verdanke ich dieses größtentheils der Thätigkeit und der Güte meines Mannes, der meinen Fleiß zu schätzen wußte.

24.

Folgsamkeit.

Leopoldine und Elise waren zwey Schwestern. Jene war um zwey Jahre älter. Sie hatten einen sehr guten Vater und eine liebe Mutter, die gegen beyde Kinder billig und gerecht waren. Dennoch beklagte sich Leopoldine einmahl, daß ihre Aeltern sie nicht so lieb hätten als Elisen, daß sie diese gelinder und freundlicher behandelten, und ihr mehr zu Gefallen thäten.

Leopoldine hatte nicht ganz unrecht. Elise wurde wirklich mehr geliebt, aber nicht,

weil die Aeltern parteyisch waren, sondern weil es Elise verdiente. Schon als kleines Kind war sie auf den Willen des Vaters und der Mutter sehr aufmerksam, und richtete sich darnach. Leopoldine hingegen zeigte schon in ihrem zarten Alter ein unfolgsames, halsstarriges Wesen.

Wenn Elise in ihren ersten Lebensjahren etwas zu haben wünschte, bath sie darum. Sagte man ihr, daß sie es nicht bekommen könne, so beruhigte sie sich.

Leopoldine trieb es ganz anders. Sie verlangte, was ihr gefiel, mit Ungestüm, und schrie und weinte, wenn sie es nicht gleich erhalten konnte. Daher kam es, daß jedermann für Elisen eine Vorliebe faßte, mit Leopoldinens Eigensinne aber unzufrieden war.

Als die Schwestern älter waren, entwickelte sich die Verschiedenheit ihrer Ge-

müthsart noch mehr. Elise bestrebte sich, die Wünsche ihrer Aeltern zu erforschen, und sich nach denselben zu richten. Es war eine Freude, zu sehen, wie heilig ihr der Wille ihres Vaters und der Mutter war. Jedes Wort, das diese sprachen, jeder Befehl, den sie ihr gaben, jede Bitte, die sie an sie thaten, war Elisen theuer und werth. Fiel ihr das, was die Aeltern ihr auftrugen, auch noch so schwer, so ließ sie es sich doch gefallen — ihre Aeltern wollten es, dieß war für sie genug. Nach und nach hatte sie es so weit gebracht, daß sie es dem Vater oder der Mutter schon anmerkte, was sie wünschten. Noch ehe sie ein Wort darüber verloren, war Elise schon bereit, den Willen ihrer Aeltern zu erfüllen. Es war natürlich, daß diese große Folgsamkeit der Tochter sehr gefiel, und daß Vater und Mutter sie deßhalb sehr liebgewonnen.

Dagegen war es auch sehr natürlich, daß Leopoldinen weniger Liebe zu Theil wurde. Sie betrug sich ganz anders als ihre jüngere Schwester. Ihre Wünsche waren oft von der Art, daß man sie nicht erfüllen konnte, ihre Einfälle thöricht, ihre Begierden heftig. Alles, wonach ihr gelüstete, wollte sie sogleich haben. Machte man ihr Vorstellungen, daß es nichts für sie sey, daß es ihr leicht schaden könnte, so verzog sie ihr Gesicht, es traten ihr Thränen in die Augen, und bisweilen stampfte sie wohl gar mit den Füßen wie ein kleiner Husar. Oft wollte sie das nicht thun, was ihr die Aeltern hießen, und diese mußten bisweilen Ernst und Drohungen anwenden, um sie zu irgend etwas zu bringen. Solch' eine Unfolgsamkeit konnte nicht gefallen. Wenn man daher Elisen lieber hatte als Leopoldinen, so lag dieß nicht in der Partheylichkeit der

Aeltern, sondern in der Gemüthsart der Töchter.

Einmahl hatte die Jugend des Ortes, wo diese zwey Schwestern wohnten, ein kleines Fest unter freyem Himmel. Leopoldine war auch dazu eingeladen. Allein sie hatte Halsweh, und da überdieß die Witterung etwas kühl war, so fanden es die Aeltern für gut, sie nicht aus dem Hause zu lassen.

Leopoldine weinte, und beklagte sich darüber bey ihrem Lehrer, der im Hause wohnte. Liebe Leopoldine, sprach dieser, du thust deinen Aeltern großes Unrecht. Wenn sie dir etwas befehlen oder verbiethen: so haben sie gewiß ihre guten Gründe dazu. Die kannst du freylich nicht immer einsehen; aber du mußt zu deinem Vater und deiner Mutter Vertrauen haben, und ihnen willig gehorchen. Daß sie dich lieben und nur dein Bestes wollen, daran wirst du wohl nicht zwei-

feln. Denke nur daran, was sie bis jetzt, seit deiner Geburt an, für dich gethan haben. Sie sorgten liebreich für dich. Wie viele schlaflose Nächte hast du deiner lieben Mutter gemacht; welche Angst stunden deine guten Aeltern aus, so oft du krank warst. Wer hat dich ernährt, gekleidet, gepflegt und liebreich erzogen? Was wäre ohne die Liebe und Sorgfalt deiner Aeltern aus dir geworden? Wem anders als ihnen hast du es zu danken, daß du nicht unwissend bliebst, sondern manches Nützliche weißt und verstehest? Soll dich das nicht von ihrer großen Liebe zu dir überzeugen? Und was hast Du dafür an ihnen gethan? Nichts — gar nichts. Deine erste und heiligste Pflicht ist, daß du ihnen gerne gehorchest, und durch deine Folgsamkeit Freude machest. Sie gewinnen freylich dabey nichts; der Vortheil davon ist ganz auf deiner Seite.

Es schien, als wenn diese Worte auf Leopoldinen Eindruck gemacht hätten. Aber ihre Thränen flossen immerfort, und verschmerzen konnte sie es nicht, daß sie an dem Feste keinen Antheil nehmen sollte, besonders da Elise demselben beywohnen durfte.

Die Aeltern machten einen Besuch. Leopoldine blieb mit den Dienstbothen allein zu Hause. Die Mutter gab ihr etwas zu strikken, und befahl ihr, sich besonders vor Zugluft in Acht zu nehmen.

Zwey Stunden hindurch strickte sie fleißig fort. Aber jetzt fiel ihr wieder das Fest ein. Es wurde nicht weit von dem Hause in einem großen Garten gefeyert. Das Verlangen, nachzusehen, wie es dabey zugehe, wurde bey ihr immer stärker. Das Verboth der Aeltern fiel ihr zwar ein, aber sie beschloß, sich dennoch in den Garten hin zu schleichen, und es den Aeltern zu verheimlichen.

Sie verließ das Zimmer, und ging unbemerkt fort. Die Luft war etwas rauh. Dieß wirkte nachtheilig auf ihren Hals. Sie erreichte den Garten, in welchem das Fest gefeyert wurde. Wie erschrack sie, als sie hier ihre Aeltern erblickte, die ihre Freunde, welche sie besuchen wollten, nicht zu Hause gefunden, und sich entschlossen hatten, in den gedachten Garten zu gehen, und nachzusehen, wie es da zuginge.

Vater und Mutter wurden sehr unwillig darüber, daß Leopoldine gegen das Verboth derselben das Haus verlassen, und sich abermahls als ein ungehorsames Kind gezeigt habe. Sie gaben ihr scharfe Verweise, und von der Mutter bekam sie diesen Tag keinen freundlichen Blick. Dieß schmerzte sie, aber sie litt nicht unschuldig. Ueberdieß hatte die etwas rauhe Luft ihr Halsübel verschlimmert, und in eine große Halsgeschwulst ver-

wandelt. Du selbst bist Schuld an deinen Schmerzen, sprach der Vater, so gehet es, wenn Kinder ihren Aeltern nicht folgen. Diese haben mehr erfahren, und wissen es besser, was der Jugend zuträglich ist; daher ist strenge Folgsamkeit eine der ersten Pflichten der Kinder.

Den Tag darauf war Elise zu einer Freundinn eingeladen, die ihren Geburtstag feyerte. Auf diesen Besuch hatte sie sich schon seit einigen Wochen gefreut. Mutter, sagte sie, als dieser langersehnte Tag erschien, heute werde ich jubeln; heute ist ein froher, festlicher Tag für mich.

Liebe Tochter, sprach die Mutter, ich gönne dir gern jede unschuldige Freude, und ich hätte nichts dagegen, wenn du heute deine Freundinn Emilie besuchtest, wäre nur deine Schwester gesund. Diese aber liegt, und es wäre wohl gut, wenn du bey ihr bliebest.

Elise wurde bey diesen Worten etwas stutzig. Sie schwieg; aber es schien ein innrer Kampf mit ihr vorzugehen. Endlich sprach sie: Du weißt, liebe Mutter, wie herzlich ich Emilien liebe, und wie lange ich mich auf den heutigen Tag gefreut habe. Aber wenn du glaubst, es sey besser, daß ich zu Hause bleibe, so will ich es thun. Du mußt es am besten wissen, was gut ist.

Die Mutter zog Elisen an ihr Herz und gab ihr einen Kuß. Liebe, gute Tochter! — sagte sie, und ihr und Elisens Auge standen in Thränen.

Elise blieb zu Hause, obgleich die Mutter späterhin bemerkte, wenn sie auf ein halbes Stündchen Emilien besuchen wolle, so wolle sie es ihr gern erlauben.

So handelten die beyden Schwestern. Elise verdiente mit Recht den Nahmen eines folgsamen, Leopoldine den Nahmen eines un-

folgsamen Mädchens. Sie wurden groß. Elisens Nachgiebigkeit und sanftes, duldsames Wesen erwarb ihr die Liebe vieler Menschen; Leopoldine mißfiel ihrer Halsstarrigkeit und Unbiegsamkeit wegen; jene fühlte sich froh und glücklich; diese war in keinem Verhältnisse des Lebens zufrieden; in ihr selbst lag der Grund davon. Außerdem, daß Leopoldine sich oft durch ihre Unfolgsamkeit Schaden zuzog, mußte sie es sich gefallen lassen, daß manches harte Urtheil über sie gefällt wurde, und nur wenige Menschen ihr von Herzen zugethan waren.

Folgsamkeit ist eine schöne Tugend;
Folgsamkeit ziert dich, o Jugend!
Laßt bey euch, ihr zarten Seelen,
Diese Tugend niemahls fehlen!

25.

Geduld.

Euphrosine war ein liebenswürdiges Mädchen. Unter vielen guten Eigenschaften besaß sie auch sehr viel Geduld. Wünschte sie etwas, so drang sie nicht mit Heftigkeit darauf, sondern wartete es geduldig ab, bis es ihr zu Theil wurde. Hoffte sie auf etwas, so wurde sie nicht gleich unruhig; litt sie Schmerzen, so ertrug sie dieselben mit liebenswürdiger Geduld; übte sie sich in irgend einer Sache, und es wollte nicht gleich gehen, so wurde sie deßhalb nicht ungedul-

dig; lehrte sie ihren Geschwistern etwas, und diese begriffen es nicht schnell, so verlor sie deßhalb nicht gleich die Geduld.

Einmahl erwarteten ihre Aeltern eine Tante, von welcher Euphrosine mit ihren Geschwistern sehr geliebt wurde. Die Kinder freuten sich außerordentlich auf ihre Ankunft, und zählten bis dahin die Tage und endlich auch die Stunden. Carl und Therese — Euphrosinens Geschwister — konnten mehrere Nächte hindurch nicht schlafen, weil sie sich Tag und Nacht mit der Tante beschäftigten. Euphrosine schlief ruhig; jene sahen schläfrig, diese ganz munter aus. Der Lehrer dieser drey Geschwister war in diesen Tagen mit Carl und Therese sehr unzufrieden. Sie brachten ihre Arbeiten nicht, sie wußten ihre Lectionen nicht auswendig, sie merkten in den Lehrstunden nicht auf. Die Tante schwebte ihnen immer vor. Mit Un-

geduld erwarteten sie ihre Ankunft, und diese Ungeduld machte es, daß sie ihre Pflichten versäumten.

Dagegen benahm sich Euphrosine ganz anders. Sie freute sich zwar auf die Tante so herzlich als ihre Geschwister; aber sie wußte ihre Freude zu mäßigen, sie sah ihrer Ankunft geduldig entgegen, verrichtete ihre Arbeiten mit ununterbrochenem Fleiße, war in den Lehrstunden nicht zerstreut, und stach gegen ihre Geschwister sehr ab.

Die Ungeduld ist eine unangenehme Sache, sprach der Lehrer, sie bringt uns leicht dahin, daß wir unsre Pflichten vernachläßigen. Und dabey hilft sie uns durchaus nichts. Oder wird die Tante früher kommen, weil ihr ungeduldig seyd? Ich glaube kaum. Schaden aber kann die Ungeduld. Sie bringt unsre Kräfte aus ihrem Gleichgewichte, verursacht in unserm Innern eine Unruhe, die

dem Körper schädlich ist, und wirkt auch auf die Seele nachtheilig, indem sie dieselbe ermattet. Da leb' ich mir Euphrosinens Geduld! Sagt selbst, ob sie ihr nicht recht gut läßt? Geduld zieret besonders die Mädchen; sie macht sie liebenswürdig.

Endlich kam die Tante an. Die Kinder flogen ihr entgegen, und herzten und küßten sie. Die Tante bemerkte, daß sie ihnen ein Paar Kaninchen, und jedem ein Bilderbuch mitbringe. Da war Freude über Freude.

Obgleich die Tante bemerkte, sie wolle den Kindern selbst die Sachen aus der Kutsche hohlen: so hatten doch Therese und Carl nicht die Geduld, darauf zu warten. Sie liefen, außer sich vor Freude, hinaus, durchsuchten die Kutsche und nahmen die Bücher und die Kaninchen heraus. Carl sprang mit den Kaninchen voraus. Auf der Treppe be-

gegnete ihm ein Bedienter mit einem Teller voll geschliffner Gläser; Carl rannte an; die Gläser fielen hinunter, und brachen in tausend Stücken.

Da stand nun Carl ganz verblaßt auf der Treppe. Der Käfich, in welchem die Kaninchen waren, entfiel ihm; die kleine Thüre an demselben ging auf, und eines von den Thieren lief davon.

Nicht besser ging es Theresen, welche die drey Bilderbücher trug. Voll Ungeduld, sie den Aeltern zu zeigen, lief sie mit denselben fort. Zwey entfielen ihr und wurden sehr beschmutzt. Traurig erschienen nun Carl und Therese im Zimmer. Ihre Aeltern hörten, was vorgefallen war, und wurden unwillig auf sie. Die häßliche Ungeduld! sprach der Vater. Sie allein ist an dem Schaden Schuld, den ihr angerichtet habt. Hättet ihr es geduldig abgewartet, bis die Tante

die Sachen selbst herbeyhohlte, so wären die Gläser nicht zerbrochen worden, das Kaninchen nicht entlaufen und die zwey Bilderbücher nicht beschmutzt. Der Vater nahm jetzt das dritte Buch, das noch ganz rein war, und übergab es Euphrosinen mit den Worten: Das Beste bekommt der, der alles geduldig abwartet.

Ein ander Mahl hatten sich die Geschwister beredet, ihrem guten Vater eine heimliche Freude zu machen. Es war sein Geburtstag nicht fern. Jedes beschloß, etwas mit eigenen Händen zu verfertigen, und ihm damit ein kleines Geschenk zu machen. Die zwey Schwestern wollten etwas für ihn strikken, Carl etwas mahlen. Jene waren mit ihrer Arbeit fast ganz fertig. Therese hatte nur noch sehr wenig zu stricken übrig, aber dieß erforderte viel Genauigkeit und Aufmerksamkeit. Sie wurde darüber ungeduldig und

verdrießlich, wollte etwas schnell mit der Scheere abschneiden, schnitt zu tief und beschädigte ihre Strickerey so sehr, daß ein Theil derselben auseinander ging. Voll Aerger fing sie an zu weinen. Schäme dich, sprach die Mutter; mit den Thränen machst du das Geschehene nicht ungeschehen. Deine Ungeduld hat dir wieder eine Freude verdorben.

Carl arbeitete an seiner Zeichnung fleißig fort. Eine Fliege setzte sich mehrmahls auf sein Blatt. Er wurde ungeduldig, schlug nach der Fliege, und verwischte einen Theil der Zeichnung. Diese sah nun nicht mehr schön aus. Indeß wollte er sie, trotz ihrer Unvollkommenheit, dem Vater überreichen. Er illuminirte die letzte Stelle. Sie wollte nicht sogleich trocknen. So habe nur Geduld, sprach die Mutter zu ihm, es hat ja mit dem Trockenseyn keine Eile. Aber Carl konnte

dieß nicht erwarten. Er hielt die Zeichnung über die Flamme eines Lichtes. Kaum versah er sichs, so fing sie an zu brennen. Weg war nun auch seine Freude. Auch ihm traten Thränen des Aergers in die Augen. Die Mutter wurde gleichfalls verdrießlich. Eure Ungeduld, sagte sie, bringt nur Unheil hervor. Wann werdet ihr schon vernünftiger werden? —

Euphrosine arbeitete ruhig und geduldig fort. Sie endigte ihre Strickerey glücklich, und machte mit derselben ihrem Vater große Freude.

Die drey Geschwister hatten jedes im Garten einige Obstbäume. Eines Jahres geriethen die Zwetschen gar treflich, und die Bäume der Kinder waren mit Früchten dieser Art schwer behangen. Carl und Therese konnten die Zeit nicht erwarten, in welcher sie die Zwetschen abnehmen durften. Die Aeltern

verbothen ihnen, davon zu essen, so lange sie unreif wären. Aber Theresens und Carls Ungeduld war zu groß. Sie konnten sich nicht enthalten, Früchte von ihren Bäumen zu kosten.

Sie schmecken herrlich! rief Carl.

Recht köstlich! sagte Therese.

Beyde aßen recht viel. Die Folge davon war, daß sie ihren Magen verdarben, und krank wurden. Sie mußten sich zu Bette legen, und Arzneyen einnehmen. Dabey wurden sie sehr ungeduldig, und schadeten sich dadurch noch mehr. Als sie wieder etwas besser waren, wollten sie gleich wieder in die freye Luft. Der Arzt verboth es, und versprach, nach einigen Tagen ihnen dieses zu erlauben. Aber ihre Ungeduld war zu groß; sie benutzten noch diesen Tag die Abwesenheit ihrer Aeltern, und schlichen sich in den Hof.

Sie erkälteten sich, und wurden von neuem krank.

Ein Jahr darauf bekamen alle drey Geschwister die Blattern. Sehr verschieden war ihr Benehmen in dieser Krankheit. Carl und Therese klagten in Einem fort über Hitze und ein unausstehliches Jucken. Die Aeltern ermahnten sie zur Geduld. Aber darauf hörten sie nicht, sondern fingen an, sich zu kratzen, wodurch sie ihr Uebel sehr verschlimmerten. Man mußte am Ende, um dieses zu verhindern, ihre Hände fesseln. Nun jammerten und schrieen sie beständig.

Ganz anders ertrug Euphrosine ihre Leiden. Sie hatte viel mehr Blattern als Carl und Therese. Aber sie wurde nie ungeduldig. Nie klagte, nie jammerte sie. Als ihr die Aeltern gesagt hatten, daß das Kratzen schade, verhielt sie sich ganz ruhig. Es war eine Freude, die Sanftmuth und Geduld mit

anzusehen, die Euphrosine in ihrer Krankheit bewies. Ihr Lehrer wurde durch dieselbe sehr gerührt. Es ist wahr, sprach er, fast nichts verschönert das weibliche Wesen so sehr als fromme, standhafte Geduld.

Euphrosine wurde früher gesund als ihre Geschwister. Ihr ganzes Leben hindurch behielt sie jene sanfte, liebenswürdige Geduld, die ihr schon in ihrer Jugend eigen war. Es trafen sie manche harte Schicksale, aber ihre Geduld erleichterte und versüßte ihr alles, und sie fühlte oft die Wahrheit des Ausspruches:

Geduld überwindet alles.

26.

Gefälligkeit.

Liebe, gute Schwester, sprach der kleine Wilhelm zu Gertruden, thue mir den Gefallen und spiele mit mir. Die Zeit wird mir sonst zu lang. Ich will dir dafür einmahl auch einen Gefallen erweisen.

Gertrude that so, als höre sie den Bruder nicht. Er wiederhohlte seine Bitte. Sie blieb stumm.

Liebe Gertrude, sprach Wilhelm von neuem, laß dich erbitten.

Die Schwester machte ein finstres Gesicht. Da ging der Bruder zu ihr, streichelte ihre Wangen, und wiederhohlte seine Bitte.

Mein liebster, theuerster Herr Bruder, sprach jetzt Gertrude, Sie lassen mich jetzt hübsch in Ruhe. Sie sehen, daß ich lese. Stören mich der Herr Bruder nicht weiter.

Die Mutter saß in einem andern Zimmer und nähte. Sie hörte Wilhelms Bitten, und Gertrudens spottende Antwort. Gertrude, rief sie, komme zu mir herein.

Gertrude kam zur Mutter. Schon wieder so ungefällig? sagte diese zu ihr. Wilhelm bittet dich so freundlich, und du antwortest so unfreundlich.

Gertrude. Er stört mich in meinen Geschäften. Ich lese eben eine sehr anziehende Geschichte; nun will er, daß ich mit ihm spiele, und läßt mir keine Ruhe. Ein

ander Mahl spielte ich gerne mit ihm; nur jetzt nicht.

Mutter. Er bittet dich aber so herzlich darum. Wärest du ein gefälliges Mädchen, so würdest du ihm seine Bitte nicht abschlagen. Wir müssen nicht nur dann gefällig seyn, wenn es uns keine Mühe macht, oder wenn es uns gelegen kommt, sondern auch dann, wenn es uns schwer fällt und zu einer Zeit verlangt wird, wo wir lieber etwas anderes thäten.

Gertrude. Wilhelm wird mir aber auch oft so lästig!

Mutter. Liebes Kind, ich will dich daran nicht erinnern, daß er dir gewiß mehr Gefälligkeiten erweiset, als du ihm; ich will dich bloß fragen, was Wilhelm für dich ist?

Gertrude. Er ist mein Bruder.

Mutter. Mit dem du Tag für Tag leben mußt; nicht wahr? Wenn wir mit ir-

gend jemand leben müssen, wie wünschen wir, mit ihm leben zu können?

Gertrude. In Fried' und Freundschaft.

Mutter. Ganz Recht. Um aber in Fried' und Freundschaft mit andern leben zu können, um ihre Liebe zu erhalten, wie werden wir uns gegen sie betragen müssen?

Gertrude. Artig, freundlich, liebreich.

Mutter. Werden wir nicht zuweilen ihrer Hülfe bedürfen?

Gertrude. O gewiß! recht oft!

Mutter. Wann werden sie uns gern helfen und dienen?

Gertrude. Wenn wir selbst gegen sie gefällig und dienstfertig sind.

Mutter. Allerdings. Wer artig, freundlich und liebreich gegen andere ist, erweiset ihnen auch gerne Gefälligkeiten. Die-

jenigen, die mit einander leben müssen, müssen gegen einander auch gefällig seyn, denn nur dann leben sie in Fried' und Freundschaft. Das gilt besonders bey Geschwistern. Die sind alle Tage fast immerfort beysammen. Sie müssen sich ihr Leben angenehm und leicht zu machen suchen; dieß wird nur dann geschehen, wenn sie einander gerne helfen, und sich gegenseitig Dienste erweisen. Ungefällige Geschwister können unmöglich glücklich leben. Alle Tage werden sie Veranlassung bekommen, auf einander böse zu werden. Du weißt dieß aus eigner Erfahrung.

Gertrude blickte bey den letzten Worten zur Erde nieder. Ich will mit dem Wilhelm spielen, sagte sie, und ging in das andere Zimmer.

Wilhelm empfing sie mit Freuden. Aber Gertrude machte ein unfreundliches Gesicht;

Wilhelm machte Späßchen, aber sie blieb verdrießlich; man sah es ihr deutlich an, daß sie nur mit Widerwillen Wilhelms Wunsch erfüllte.

Du machst mir vielen Kummer, sprach noch diesen Tag die Mutter zu Gertruden. Mit Noth habe ich dich dazu gebracht, daß du mit deinem Bruder spieltest. Aber wie betrugst du dich dabey? Ach, so unwillig, so unfreundlich, wie es sich für ein Mädchen nicht schickt, viel weniger für eine Schwester. Du weißt es gar nicht, wie häßlich dir ein solches Benehmen läßt. Von einem Mädchen erwartet man mit Recht ein gefälliges, freundliches, liebenswürdiges Wesen bey allem, was es thut. Ein düstres, finsteres Wesen verzeiht man einem Mädchen weniger als einem Knaben.

Gertrude wollte ihre Ungefälligkeit entschuldigen. Aber die Mutter hieß sie schwei-

gen. Ich mag es nicht leiden, sprach sie, wenn man offenbare Fehler zu rechtfertigen und zu beschönigen sucht. — Merke dir das Ein für alle Mahl: wenn man jemanden einen Dienst erweiset; so muß es gern und mit Vergnügen geschehen, sonst verliert die erwiesene Gefälligkeit sehr viel von ihrem Werthe. Außerdem kann ich dir nicht verhehlen, meine Tochter, daß Ungefälligkeit ein hervorstechender Zug in deiner Gesinnungsart ist. Du bist ungefällig gegen deine Freundinnen, ungefällig gegen das Gesinde, ungefällig gegen deinen Bruder, ungefällig selbst gegen deine Aeltern. Erst gestern beleidigtest du deinen Vater durch deine Undienstfertigkeit, und da ich dich heute in den Garten schickte, um ein Paar Rosen zu hohlen, thatest du es so ungern, daß es mich tief in der Seele schmerzte.

Gertrude! Gertrude! du bist nicht auf dem rechten Wege! Wenn deine Aeltern Gleiches mit Gleichem vergelten wollten, es würde schlimm mit dir aussehen. Aeltern erweisen den Kindern die größten Wohlthaten, sind diese dessen ungeachtet ungefällig gegen Vater und Mutter, so muß man das größte Mißtrauen in ihr Herz setzen. Ach, sie sehen ihren Fehler oft erst dann ein, wenn ihre Aeltern nicht mehr sind, wenn sie schon im Grabe ruhen. — Jetzt geh' in das andere Zimmer, und weil du so gerne liesest, so nimm hier das Buch, und lies darin unter andern die Geschichte der Judith.

Die Mutter überreichte mit diesen Worten ihrer Tochter ein Buch, das den Titel führte: „Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend.“

Gertrude nahm es, ging in das Nebenzimmer, und las die bezeichnete Geschichte. Bald kam sie zur Mutter zurück, küßte ihre Hand, und sah sie bittend an. In ihrem Auge standen Thränen. Sey mir nur wieder gut, liebe Mutter! sprach Gertrude. Ich will keine Judith seyn.

Diese wenigen Worte sagte sie mit so vieler Innigkeit und Herzlichkeit, daß die Mutter tief gerührt wurde. Dann wirst du mir immer lieb und theuer seyn, sprach diese, und zog die Tochter an das mütterliche Herz.

Den Tag darauf schickte Gertrude zu einer Freundinn, und ließ sie um ein Buch bitten, das sie zu lesen wünschte. Die Freundinn ließ ihr aber sagen, sie lese das Buch jetzt selbst, und könne es ihr daher nicht schicken.

Darüber hielt sich Gertrude sehr auf, und klagte bey ihrer Mutter über die Ungefälligkeit ihrer Freundinn.

Liebe Tochter, sprach die Mutter, du bist nicht billig. Deine Freundinn Emilie thut jetzt nur, was du oft gegen sie gethan hast. Erst neulich ließ sie dich um dein Vergrößerungsglas bitten, du schicktest ihr dasselbe nicht; es ist kein Wunder, wenn sie deine Ungefälligkeit jetzt erwiedert. Du fühlst übrigens bey dieser Gelegenheit, wie übel man es empfindet, wenn andere gegen uns ungefällig sind. Dieß müsse dich ermuntern, den gedachten Fehler sorgfältig zu vermeiden, und gegen jedermann dienstfertig zu seyn.

Im darauf folgenden Herbste beschlossen Gertrudens Aeltern, eine Reise zu einem geliebten Freunde zu machen. Gertruden wollten sie mitnehmen. Ihre Freude darüber war unbeschreiblich groß.

An einem schönen Herbstmorgen fuhren sie ab. Aber schon zu Mittage war der Himmel mit Wolken bedeckt, und es fing an zu regnen. Die Wege waren selbst bey schönem Wetter schlecht, jetzt waren sie kaum fahrbar. Das Fuhrwerk ging langsam vorwärts; der Wind blieb rauh, und Gertrude fror am ganzen Körper.

Die Nacht trat ein, und noch waren die Reisenden eine Meile weit von ihrem Ziele entfernt. Unglücklicher Weise blieb ihr Wagen in einem Moraste stecken. Alle mußten aussteigen. Man bemühte sich, die Kutsche aus dem Moraste zu heben, aber es war unmöglich.

Nachdem man sich eine halbe Stunde lang vergebens geplagt hatte, kam ein herrschaftlicher Knecht mit vier ledigen Pferden angeritten. Er sah die Noth der Reisenden. Sie

bathen ihn freundlich, ihnen zu helfen. Aber er antwortete in einem ungefälligen Tone: Was gehet mich euer Fuhrwerk an; ich habe Eile; ich muß schnell weiter reiten!

Diese Ungefälligkeit empörte alle; besonders konnte Gertrude, die sehr fror, nicht genug Worte finden, um der Undienstfertigkeit des harten Mannes alles Böse nachzusagen.

Nach einer Viertelstunde kam ein Bauer mit zwey Pferden angefahren. Er sah kaum die Verlegenheit der Reisenden, als er auch sogleich herbeyeilte, und ihnen zu helfen sich bemühte. Aber die Kutsche blieb im Moraste. Schnell sprang der Bauer zu seinem beladnen Wagen, spannte seine zwey Pferde aus, legte sie der Kutsche vor, und so wurde diese glücklich aus der Lacke gezogen.

Wer war froher als die Reisenden! Gertrude freute sich am lebhaftesten. Der dienstfertige Bauer wurde mit Dank überhäuft. Er lächelte. Das ist ja meine Pflicht, zu helfen, wo Hülfe nöthig ist, sprach er mit Bescheidenheit. Kaum war er zu bewegen, einen halben Gulden zur Belohnung anzunehmen.

Gertrude sprach nun lange von nichts anderem als von dem braven, dienstfertigen Bauer.

Du siehst, sagte der Vater, welch' eine herrliche Sache die Gefälligkeit und Dienstfertigkeit ist.

Das Ziel der Reise wurde erreicht. Der Empfang war herzlich. Gertrude wurde von den Kindern des Freundes auf das liebreichste behandelt. Vier Tage lang blieb sie mit ihren Aeltern bey dem Freunde. Man war

auf sie sehr aufmerksam, und erfüllte ihre Wünsche mit zuvorkommender Gefälligkeit. Dieß machte auf sie den besten Eindruck, und sie hörte es nicht gerne, daß es nun Zeit sey, die Rückreise anzutreten. Sie befand sich unter den lieben, guten Leuten so wohl, daß sie ewig bey ihnen hätte bleiben mögen. Mit Schmerz und Thränen schied sie von ihnen.

Auf dem Rückwege wußte Gertrude es nicht genug zu rühmen, wie glücklich sie sich bey den Freunden gefühlt habe. Das waren die schönsten Tage meines Lebens! sagte sie.

Weißt du auch warum? fragte die Mutter. Es gefiel dir deßhalb bey unsern Freunden so wohl, weil sie liebreiche Menschen sind, die sich gegen dich auf alle Art gefällig bewiesen. Gefälligkeit nimmt die Herzen ein,

und nirgends lebt sichs besser, zufriedner und froher als unter gefälligen Menschen. Das merke dir, meine Tochter!

Gertrude merkte sichs wirklich. Sie war von dieser Zeit an viel gefälliger und dienstfertiger gegen jedermann, besonders gegen ihre guten Aeltern und den Bruder Wilhelm. Hatte sie bisweilen keine Lust, dienstfertig zu seyn, so durfte sie nur an den braven Bauer auf der Reise erinnert werden, und ihr Gesicht erheiterte sich, sie fing an, freundlicher zu sprechen, und war dienstfertig, auch wenn es ihr schwer fiel und zur ungelegenen Zeit kam.

Jetzt war Gertrude noch Ein Mahl so liebenswürdig, und noch Ein Mahl so sehr geliebt als sonst. Ihr Bruder war ihr von Herzen zugethan, und lebte mit ihr allezeit in Fried' und Freundschaft.

Gefälligkeit ist eine schöne Tugend;
Drum übe sie, o liebe Jugend!
Mit Hülfe andre zu erfreun,
Und ihnen Zeit und Kräfte weihn,
Unschuld'ge Wünsche zu erfüllen,
Sich richten oft nach andrer Willen,
Sind Pflichten der Gefälligkeit;
Die übe willig allezeit.

27.

G e i z.

Herr Buchbaum, ein Kaufmann, hatte seinen drey Kindern — sie hießen Sophie, Henriette und Ludwig — jedem zehn Groschen geschenkt, damit sie sich bisweilen Kirschen kaufen könnten.

Es waren seitdem zwey Wochen verflossen, und die Kinder zählten ihre Gelder. Sophie hatte noch fünf, Ludwig vier, Henriette aber elf Groschen. Das letztere kam daher. Henriette übertrieb ihre Sparsamkeit. Sie suchte nur immer mehr Geld

zusammen zu scharren, und scheute jede Ausgabe, auch wenn diese nöthig war; Andern mit dem zu helfen, was sie besaß, daran war vollends nicht zu denken. Lieber darbte sie und lieber ließ sie andere darben, als daß sie von ihrem Gelde etwas ausgab; kurz, Henriette war, so jung sie war, schon ein kleiner Geitzhals.

Sophie und Ludwig hatten sich, nach dem Wunsche des Vaters, bisweilen Kirschen gekauft. Henriette aß dieses Obst außerordentlich gerne, aber das Geld war ihr noch lieber. Sie kaufte nichts, sondern suchte von ihren Geschwistern einige Kirschen zu bekommen, so oft sie welche kauften.

Einmahl ließen Ludwig und Sophie ihre Frühstücksemmeln liegen, weil sie Kirschen essen wollten. Henriette machte sich die Semmeln zu eigen, und da gerade ein Obstmädchen vor der Thüre stand, das diesen Tag

noch nichts gegessen hatte, verhandelte sie an dasselbe die Semmeln gegen Kirschen, und verkaufte diese wieder für einen Groschen an die Geschwister. So kam es, daß Henriette, als die Cassen untersucht wurden, in der ihrigen elf Groschen hatte.

Eines Morgens kam eine arme Frau in Buchbaums Wohnung, und klagte über bittre Armuth. An jeder Hand hielt sie zwey Kinder, die blaß wie der Tod aussahen. Herr Buchbaum gab ihr ein Almosen.

Sophie und Ludwig wurden durch den Anblick der nothleidenden Frau im Innersten erschüttert, eilten in das Zimmer und hohlten Geld. Jedes gab ihr zwey Groschen.

Gib der armen Frau doch auch etwas, sprach Sophie zu Henrietten.

Sie hat ja schon genug bekommen, versetzte Henriette, und gab nichts.

Ihre Geschwister ärgerten sich darüber mit Recht. Auch der Vater, der es erfuhr, mißbilligte Henriettens Kargheit. Schon längst hatte er, zu seinem Leidwesen, ihren Hang zum Geitze bemerkt. Er benutzte diese Gelegenheit, die Tochter davor zu warnen. Kommt zu mir, lieben Kinder, sprach er, ich will euch etwas erzählen.

Die Kinder sprangen zu dem Vater, und dieser erzählte Folgendes:

Ihr kennt alle den krummen Siegmeyer, wie er in der ganzen Stadt genannt wird. Ihr wißt, daß ihn jedermann für einen elenden, unglücklichen Mann hält. Er ist dieß in der That. Seine Armuth ist groß, er hat oft kaum trocknes Brot, um sich zu sättigen, oft nicht die schlechtesten Lumpen, um seine Blöße zu bedecken. Und, was noch übler als dieß ist, niemand nimmt sich gern seiner an, die ganze Stadt

verachtet ihn, weil er sich der ganzen Stadt verächtlich gemacht hat. Wenn nicht manche besserdenkende Einwohner, aus Barmherzigkeit, zuweilen etwas an ihm thäten, so hätte er längst elendiglich umkommen müssen.

Und dieser Unglückliche, lieben Kinder, war einst ein reicher Mann. Ihr staunt? Höret mich an, wie aus diesem reichen Manne ein so elender, armer Mann geworden ist. Siegmeyer lernte die Kaufmannschaft. Er erbte ein ansehnliches Vermögen von einer Tante, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich bey uns zu etabliren. Er machte schöne Geschäfte, der Mann, und befand sich bald in den besten Umständen. Aber schon in seinen frühern Jahren hatte er sich einen Fehler angewöhnt, der späterhin die Quelle mannigfaltigen Unglücks für ihn wurde. Er liebte das Geld zu sehr, wollte dessen nur immer mehr und mehr haben, scheu-

te jede nöthige Ausgabe, versagte sich jeden unschuldigen Genuß, um nur kein Geld auszugeben, und that niemanden wohl, kurz, Siegmeyer wurde von dem Laster des Geitzes beherrscht. Was in der Bibel steht: Der Geitz ist die Wurzel alles Bösen, bestätigte sich auch bey diesem Geitzhalse.

Henrietten wurde es sonderbar zu Muthe. Sie fühlte sich getroffen, hatte nicht das Herz, dem Vater ins Gesicht zu sehen, und blickte verwirrt zur Erde.

Der Vater fuhr in seiner Erzählung fort:

Siegmeyer — um nicht viel Geld auszugeben — hielt wenige Leute, die er schlecht besoldete. Auch erhielten sie von ihm eine so elende Kost, daß sie sich überall darüber beklagten. Um sich zu entschädigen, machten sie sich kein Gewissen daraus, ihn, wo sie nur konnten, zu bestehlen. Da er

ihnen zu viele Arbeiten auflegte, und sie hart behandelte, wenn sie dieselben nicht pünktlich verrichteten, so verließen sie bald wieder sein Haus. Dadurch wurde er in der ganzen Stadt als ein harter, karger Mann bekannt; viele hießen ihn einen Knicker, andere einen Filz. Aus Geldgierde wurde er ein hartherziger Mann.

Alle Armen wurden mit Härte von ihm abgewiesen; selbst seine nothleidenden nahen Anverwandten ließ er ohne Unterstützung.

Er begnügte sich mit der schlechtesten Kost, und sein Anzug war immer so elend, daß man einen Bettler vor sich zu sehen glaubte. Niemand befand sich in der Gesellschaft eines so schmutzigen Mannes wohl.

Aber sein Geitz machte ihn auch zum Betrüger. Er verkaufte schlechte Waaren um hohe Preise, und entrichtete oft die Zollgebühren nicht, die durch die Gesetze festge-

setzt waren. Die Obrigkeit entdeckte dieß; Siegmeyer wurde vor Gericht gefordert, als ein Betrüger erfunden, und mit einer großen Geldstrafe belegt. Dessen ungeachtet erlaubte er sich ein Jahr darauf einen neuen Betrug. Er ließ viele und kostbare Waaren aus dem Auslande kommen, und zahlte abermahls die nöthigen Zollgebühren nicht. Sein Betrug wurde entdeckt, und alle Waaren ihm weggenommen.

Dieser Verlust machte ihn fast rasend. Er verging sich mit Reden wider die Obrigkeit, wurde in Arrest gebracht, und scharf bestraft. Dieß ging ihm so sehr zu Herzen, daß er darüber krank wurde.

Es wäre ihm bald zu helfen gewesen, wenn er einen geschickten Arzt um Rath gefragt hätte, aber er scheute die Kosten, und verschlimmerte durch Vernachläßigung seiner selbst das Uebel so sehr, daß er zehn Jahre

lang an demselben danieder lag. Während seiner Krankheit gerieth sein Haus und sein Handel in die größte Unordnung.

Als er wieder gesund wurde, befand er sich bereits in zerrütteten Umständen. An dem Dache seiner Wohnung war etwas auszubessern. Ein Zimmermann würde diese Arbeit für einige Groschen verrichtet haben, aber Siegmeyer scheute diese kleine Ausgabe, kletterte selbst auf das Dach, und hatte das Unglück, herabzufallen, und seine Glieder so sehr zu beschädigen, daß sie nie wieder ganz gerade wurden, sondern krumm blieben. Nach und nach kam es mit ihm so weit, daß all' sein Reichthum wie Schnee zerschmolz, und er in die tiefste Armuth versank, zu der sich noch die Verachtung der ganzen Stadt gesellte. Ein sehr trauriges Loos!

Seht, lieben Kinder, dahin kann der Geitz führen. Den unglücklichen Siegmeyer machte er zu einem hartherzigen Manne, zu einem

Betrüger, zum Krüppel, zu einem höchst elenden Menschen. Er ist wirklich, wie die heilige Schrift sagt, die Wurzel alles Bösen, und eben so schändlich als er oft schädlich ist. Der Geitz raubt dem Menschen fast allen unschuldigen Genuß, unterdrückt die bessern Gefühle des Herzens, und ist Gott und allen Guten zuwider. — Seyd allezeit sparsam, meine Kinder, und enthaltet euch aller unnöthigen Ausgaben; denn Verschwendung ist auch ein böser Fehler. Aber verfallet nicht auf ein anderes Aeußerste; scheuet nicht zu sehr da Ausgaben, wo sie nöthig sind, und begehet nicht die Thorheit, euch und andere ohne Noth darben zu lassen. Häßlich läßt besonders der Geitz dem weiblichen Geschlechte, das sich durch Güte und Mildthätigkeit auszeichnen soll. Ein geitziges Frauenzimmer gewährt einen widerlichen Anblick.

Die letzten Worte, so wie die ganze Erzählung, drangen tief in Henriettens See-

le. Sie schämte sich, den Vater anzusehen, und wagte es kaum, den Mund zu öffnen.

Den Tag darauf bath ein armer Mann in Herrn Buchbaums Hause um Almosen. Henriette griff nach ihrem Gelde, und reichte ihm einen Groschen. Der freundliche Dank des Armen that ihrem Herzen sehr wohl. Für zwey Groschen kaufte sie Kirschen, rief ihre Geschwister herbey, und theilte mit ihnen. Da ward ihr so wohl zu Muthe, als ihr schon lange nicht gewesen war.

Der Vater bemerkte mit Vergnügen, daß seine Erzählung auf Henrietten einen heilsamen Eindruck gemacht habe, und daß sie sich Mühe gebe, ihren Hang zum Geitze zu besiegen. Er stand ihr dabey väterlich bey, und Henriette trat als Siegerinn aus diesem Kampfe. Sie unterdrückte ihre Neigung zur Kargheit und zum Geitze glücklich. Niemand gewann dadurch mehr als sie.

28.

Gelassenheit.

Herr Wieser hatte drey Töchter. Sie hießen Judith, Mariane und Rosemunde. Nicht leicht gab es jemahls drey Schwestern, die von so verschiedner Gemüthsart gewesen wären.

Judith war ein sehr schläfriges, langsames Mädchen. Ihr war am meisten wohl, wenn sie auf dem Kanapee sitzen und träumen konnte. Man konnte ihr keinen größeren Gefallen erweisen, als sie in Ruhe lassen. Nichts focht sie leicht an; man konnte

ihr viel Uebels anthun, ohne daß sie darüber empfindlich wurde; sie ertrug vielmehr alles mit der größten Gleichgültigkeit. Viele nannten sie eine Schlafmütze; von ihren Geschwistern erhielt sie den Nahmen: phlegmatische Judith.

Eine Tugend konnte das schläfrige Wesen nicht genannt werden, durch welches Judith sich auszeichnete. Geduld ist eine schöne Sache, aber wenn sie den Menschen gleichgültig gegen Recht und Unrecht, gegen Schande und Ehre, gegen Tugend und Laster macht, dann ist sie nichts Gutes mehr, dann ist sie ein schädlicher, oft schändlicher Fehler.

Das Gegentheil von Judith war Mariane. Alles, was sie wünschte, begehrte sie mit Heftigkeit; widerfuhr ihr etwas Unangenehmes, so tobte sie, trotz manchem wilden Knaben; beleidigte man sie, so wi-

dersetzte sie sich mit Ungestüm; behauptete sie etwas, so that sie dieß mit vielem Eigensinn, und wurde trotzig, wenn man ihr widersprach; sie war die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit selbst.

Rosemunde stand zwischen Judith und Marianen mitten inne. Sie hatte weder das Phlegma der ersten, noch den Ungestüm der zweyten. Sie blieb weder bey Schmerz noch Freude, weder bey Recht noch Unrecht gleichgültig; sie weinte mit den Weinenden, und freute sich mit den Fröhlichen; ihr Herz liebte das Gute, und lehnte sich auf gegen das Unrecht. Aber bey alle dem verlor sie das stille, sanfte, duldsame Wesen nicht, das ihr eigen war; in leidenschaftliche Hitze gerieth sie nie, und bey unangenehmen Vorfällen verlor sie nicht ihren Gleichmuth; Uebel, die nicht abzuwenden waren, trug sie mit Geduld. Mit Recht

sagte man von ihr, daß sie sich durch eine liebenswürdige Gelassenheit auszeichne.

Weiblichen Seelen läßt nicht leicht etwas schöner, als solch' eine Gelassenheit. Sie verbreitet über ihr ganzes Wesen eine bezaubernde Anmuth. Auch Rosemunde wurde durch sie verschönert. Mit Wohlgefallen ruhten auf ihrem Angesichte voll Sanftheit und Gelassenheit die Blicke eines jeden, und ob man gleich von ihr nicht sagen konnte, daß sie eine regelmäßige Schönheit sey, so mußte doch jeder, der sie kannte, gestehen, sie sey einnehmend und in hohem Grade liebenswürdig.

Herr Wieser bekam eines Tages von einem Freunde einige Ananasse zugeschickt. Diese Früchte waren noch nie in sein Haus gekommen; die Kinder kannten sie noch nicht, wußten aber, daß sie von vielen für die

wohlschmeckendsten Früchte auf Erden gehalten werden.

Ich freue mich recht sehr darauf, diese so sehr gerühmte Frucht einmahl zu kosten, sprach Rosemunde bey Tische, und sah freundlich nach den Ananassen hin, die auf der Tafel lagen. Judith blickte zwar auch hin, aber mit einer Gleichgültigkeit, wie sie bey der Jugend nicht leicht angetroffen wird. Mariane konnte ihren Blick von den Ananassen nicht wegwenden; sie rieb sich die Hände, und gab durch Mienen und Bewegungen deutlich genug ihre Begierde darnach zu erkennen. Man sah es ihr an, daß sie es nicht erwarten konnte, bis sie angeschnitten und unter die Gäste vertheilt wurden.

Welches Schrecken für Mariane, als der Vater nach geendigter Mahlzeit sagte: Ich habe heute die Ananasse nur deßhalb auf den Tisch bringen lassen, damit ihr euch an dem

Anblicke derselben weidet; angeschnitten und gekostet werden sie erst übermorgen.

Auf Judith machte dieß weiter keinen Eindruck; aber Mariane war bestürzt, und wiederhohlte ihr trauriges Ach! und Oh! so lange, bis der Vater sie zum Stillschweigen ermahnte.

Rosemunden war es auch nicht lieb, daß sie heute noch nicht erfahren sollte, wie die Ananasse schmeckten; aber sie faßte sich gleich, und nahm sich sehr in Acht, ein finstres Gesicht zu machen, gleich Marianen; freundlich lächelte sie vielmehr, und sagte im Scherze: Was nicht heut ist, kommt doch morgen oder übermorgen!

Deine Gelassenheit gefällt mir, sprach der Vater; Mariane, nimm dir daran ein Beyspiel.

So wie bey dieser Gelegenheit, so benahm sich Rosemunde immer, wenn ihre

sinnlichen Wünsche nicht in Erfüllung gingen. Mariane tobte, zürnte und schmollte dann; Rosemunde tröstete sich bald, und blieb gelassen.

Einmahl befanden sich die drey Schwestern in einer Gesellschaft von Mädchen, worunter sich zwey sehr zanksüchtige Geschöpfe befanden. Von einer derselben wurden Rosemunde und Mariane empfindlich beleidigt.

Mariane gerieth in Zorn. Ihr Gesicht glühte; alle Glieder waren in einer heftigen Bewegung. Sie schalt ihre Beleidigerinn eine Verleumderinn, eine Plaudertasche, eine böse Creatur. Beyde Mädchen kamen heftig an einander. Die übrigen mußten über Marianens Heftigkeit lächeln. Dieß verdroß sie; die ganze Gesellschaft mußte es sich nun gefallen lassen, von ihr manche harte Worte zu hören; dieß brachte unter den Mädchen eine große Gährung her-

vor, und Mariane würde übel davon gekommen seyn, wenn nicht Rosemunde sich ins Mittel gelegt, und die Ruhe wieder hergestellt hätte.

Ich bin auch beleidigt worden, sprach Rosemunde, aber ich vergebe es meiner Beleidigerinn; ihr Leichtsinn soll mich nicht aus der Fassung bringen; ihr wißt es alle, ob ich die Reden verdiene, die sie gegen mich geführt hat.

Diese Gelassenheit machte auf alle Mädchen den besten Eindruck; sie erklärten sich einmüthig für Rosemunden, und sagten, daß ihr unrecht geschehen sey. Das war eine befriedigende Genugthuung für sie, die sie einzig ihrer Gelassenheit zu danken hatte.

In den spätern Jahren verlor Rosemunde ihre Aeltern. Mariane wußte sich nicht zu fassen. Sie jammerte, und wollte keine Trostgründe annehmen. So wie immer, so

benahm sie sich auch jetzt mit der größten Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit.

Rosemunde verlor viel an ihren Aeltern. Sie fühlte tief ihren Verlust, und weinte lange den Entschlummerten Thränen dankbarer Liebe nach; so oft sie an dieselben dachte, war ihr Herz von Rührung durchdrungen, und sie segnete die Verdienste der Verstorbenen ihr ganzes Leben hindurch. Aber sie geberdete sich dabey nicht so leidenschaftlich als ihre Schwester. Mit Gelassenheit ertrug sie vielmehr den schmerzlichen Verlust, und suchte Trost in der Religion, die ihr allzeit heilig war.

Sanft und still heiter verfloß ihr Leben. Es war nicht ganz frey von Kummer und Unannehmlichkeiten, aber Rosemunde genoß die frohen Stunden mit Dank, die trüben mit einem Herzen voll liebenswürdiger Gelassenheit.

So wie im Leben, so benahm sie sich auch bey ihrem Tode. Weinende Kinder, Freunde und Freundinnen standen um ihr Sterbebette. „Trauert nicht, meine Lieben, stammelte sie; die Stunde, die mich zur Ruhe ruft, wird mir willkommen seyn; sie ist mir nicht schrecklich; sie ruft mich ja in ein besseres Land, zu dem, der hier mein Vater und Beschützer gewesen ist.“ Mit frommer Gelassenheit verschied sie, viele edle Menschen weinten um sie.

XX (1+2) III.88

N3 72-73.

XX (1+2) III.88

13 72-73.

XX (1+2) III.88

N3 72-73.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Sittenlehre für jüngere Mädchen in Beyspielen und Erzählungen

Bd.: 1

Frankfurt am Mayn (1807)

Paed.pr. 1239-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759815-3